

Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

März 1914.

Nr. 3.

Wird Einigkeit werden?

(Fortsetzung statt Schluß.)

Wir gehen zunächst auf die Äußerungen des *Lutheran* ein. Wir bemerkten bereits, daß dieses Blatt der Sache nach am entschiedensten eine Einigung in der Lehre auf Grund des 11. Artikels der Konfessionsformel ablehne. Diese Bemerkung ist deshalb zutreffend, weil die Äußerungen des *Lutheran* nicht anders verstanden werden können, als daß er ein entschiedenes Eintreten für die rechte Lehre mit Verwerfung des entgegenstehenden Irrtums überhaupt nicht wolle.

Doch bevor wir diesen Hauptpunkt besprechen, müssen wir zunächst auf einige mehr nebensächliche Dinge eingehen, die wir unsererseits auch unerwähnt lassen könnten, wenn wir nicht den Eindruck hätten, daß sie dem *Lutheran* von größerer Bedeutung erscheinen. Wenn wir diese Sachen aus dem Wege geräumt haben, so ist der *Lutheran* vielleicht geneigt, uns in bezug auf die große Hauptsache, die zwischen uns liegt, ein williges Ohr zu leihen.

Der erste Punkt ist dieser, daß wir in unserm *Plea* weder die Generalsynode noch das General Council in Betracht ziehen, als ob diese Kirchenkörper gar keinen Teil der lutherischen Kirche bildeten. Hier ist der *Lutheran* offenbar ein wenig verlezt. Wir hören dies aus den folgenden Worten heraus: "Dr. Pieper's plea assumes throughout that the American Lutheran Church is constituted by the parties to this controversy. The General Synod, the General Council, and other synods not involved, seem to form no part of the American Lutheran Church, or at least, apparently are not taken into consideration." Es ist wahr: wir haben die Stellung dieser Kirchenkörper nicht in Betracht gezogen. Aber der *Lutheran* wird dies gern entschuldigen, wenn wir ihm den Grund für diese scheinbare Nichtachtung angeben. Der Grund ist der, daß die genannten kirchlichen Verbindungen als solche in dem Streit über die Lehre von der Prädestination und Besehrung gar nicht Stellung genommen haben. Ein Teil der Glieder der Generalsynode und des Council — und vielleicht bildet dieser Teil die Majorität — hat von dem dreißigjährigen Streit überhaupt kaum

Notiz genommen. Es fehlte an dem nötigen Interesse. Ein anderer Teil war innerlich und in einem gewissen Sinn auch äußerlich an dem Streit beteiligt, aber pro et contra. Die einen hielten es mit Iowa, Ohio und den sogenannten „antimissourischen“ Norwegern, die andern aber hielten es mit uns. Die letzteren haben ihre Übereinstimmung mit uns auch nicht verschwiegen, wenn einige ihrer Synodalgenossen, zum Beispiel in „Herold und Zeitschrift“, den Kriegspfad gegen uns betreten hatten. Und so steht es in dem Council und in der Generalsynode bis auf diesen Tag. Was das Council betrifft, so stimmen der *Lutheran* und der *Nova Scotia Lutheran* keineswegs überein, wie aus den in der vorigen Nummer abgedruckten Äußerungen hervorgeht. Wir konnten in unserm *Plea* auch den Präsidenten des General Council, D. Schmauf, zitieren. D. Schmauf schreibt in seiner kürzlich erschienenen Schrift *The Confessional Principle*: „Man's will is able to decide for salvation through new powers bestowed by God. This is the subtle synergism which has infected nearly the whole of modern Evangelical Protestantism, and which is, or has been, taught in institutions bearing the name of our Church.“¹⁾ In diesen Worten stellt sich D. Schmauf klar auf unsere Seite wider Iowa, Ohio und die Vereinigten Norweger. Entscheidung für die Bekehrung und Seligkeit oder richtiges „Verhalten“ gegenüber der bekehrenden und seligmachenden Gnade vermöge mitgeteilter Gnadenkräfte — das ist ja die Lehrstellung der Gegner Missouris in dem dreißigjährigen Streit. Diese Lehrstellung wird auch in der neuesten Rundgebung aus der Ohiosynode klar zum Ausdruck gebracht durch die Behauptung, daß „bei dem Unbekehrten“ der Kampf des Geistes wider das Fleisch sich finde.²⁾ D. Schmauf bezeichnet diese Lehrstellung richtig als versteckten Synergismus, der beinahe den ganzen modernen Protestantismus infiziert hat und auch in lutherisch sich nennenden Lehranstalten gelehrt worden ist und noch gelehrt wird. D. Schmauf stimmt in diesem Urteil ganz mit D. Walther überein, der ebenfalls erklärte: „Alle diese künstlichen Dichtungen“ (wie durch mitgeteilte Gnadenkräfte sich entscheiden, sich richtig verhalten, das mutwillige Widerstreben unterlassen usw.) „haben keinen andern Zweck, als das Geheimnis aufzulösen, daß der Mensch allein aus Gnaden selig und doch um seiner eigenen Schuld willen verdammt wird.“³⁾ Aber wir sind nicht berechtigt, D. Schmauf als einen Exponenten der Lehrstellung des Council anzusehen, weil gleichzeitig aus derselben kirchlichen Gemeinschaft entgegengesetzte Äußerungen laut werden. Genau so steht es innerhalb der Generalsynode. Das *Gettysburger Lutheran Quarterly* sagte in einer Besprechung unsers *Plea*: „We feel convinced that no Lutheran body in America is Pelagian or semi-Pelagian.“⁴⁾ Das *Quarterly* hält offenbar dafür,

1) *The Confessional Principle*, 1911, S. 752.

2) Zeugnisse, Columbus, O., 1914, S. 9.

3) L. u. W. 1872, S. 294.

4) *The Lutheran Quarterly*, Gettysburg, Pa., 1913, S. 612.

daß in der amerikanisch-lutherischen Kirche gar keine Veranlassung war, über die Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl einen Streit zu führen. Andere Glieder der Generalsynode hingegen haben sich mündlich und schriftlich dahin geäußert, daß eine genaue Behandlung der in Streit gezogenen Lehren mit Rücksichtnahme auf das *servum und liberum arbitrium* sehr nötig und nützlich sei. Wir wiederholen daher: der *Lutheran* wird es angesichts dieser Sachlage sicherlich entschuldigen, wenn wir von einer Lehrstellung der Generalsynode und des General Council in den streitigen Lehren nicht geredet haben.

Ein anderer Punkt, den der *Lutheran* in unserm *Plea for a United Lutheranism* vermißt, ist der, daß wir unsererseits nicht auch „bekennen“. Er will — darüber später mehr — zugeben, daß die von uns vertretene Lehre die rechte Lehre sei. Aber dabei sollten die Missourier es doch aussprechen, daß sie auch „einige Dinge zu bekennen hätten“. Wir hätten trotz der angenommenen Richtigkeit unserer Lehrstellung bekennen sollen, daß auch unter uns nicht zu allen Zeiten und an allen Orten richtig geredet worden sei. Aber, setzt der *Lutheran* hinzu: „We have found no trace of such confession in this pamphlet.“ Der *Lutheran* hat wohl die Kapitel XIII und XIV unserer Schrift übersehen. In diesen Kapiteln bekennen wir auf mehreren Seiten, daß auch innerhalb der Missourisynode nicht in jeder Beziehung und an allen Orten korrekt über Gnadenwahl und Bekehrung geredet worden ist. Wir haben sogar ein diesbezügliches Bekenntnis eines unserer Väter wörtlich abdrucken lassen. Als wir kürzlich die alten Jahrgänge von „Lehre und Behre“ durchblättern, bekamen wir den Eindruck, daß wir „Missourier“ wohl die Leute seien, die am meisten „bekannt“ haben. Es liegt das in der Art und Weise, wie unsere Väter Lehresachen ansahen und behandelten. Als D. Walther im Jahre 1881 den Artikel schrieb: „Sententiam teneat, linguam corrigat“, worin er unzutreffende oder doch der Mißdeutung fähige Ausdrücke zurückzog oder näher erklärte — Ausdrücke, die zum Teil nicht von ihm selbst stammten und sich zerstreut in unsern Schriften, auch in offenbar mangelhaft geführten Protokollen fanden —, da wurde Walther an den Mißbrauch erinnert, den Gegner mit seinem „Bekenntnis“ treiben würden. Walther entgegnete darauf etwa folgendes: „Der Mißbrauch wird sicher kommen, aber die aus der Wahrheit sind, werden daraus unsere Gewissenhaftigkeit und die völlige Richtigkeit unserer Lehre erkennen. Niemand soll uns mit Recht beschuldigen können, daß wir aus Rechtshaberei gelegentlich gefallene mißverständliche Ausdrücke festhalten.“ Der Mißbrauch kam. Er kam noch zu Walthers Lebzeiten und er hat noch bis jetzt nicht aufgehört. Noch vor einigen Jahren kam uns von der Pazifikküste her eine Veröffentlichung aus einem gegnerischen Lager zu Gesicht, worin Walthers „Bekenntnis“ zur Agitation gegen die Missourisynode verwendet wird. Aber D. Walther behielt auch in seiner andern Erwartung recht. Lange nach D. Walthers Tode machte uns ein Pastor, der während der ersten Jahre des Lehrstreites in einem

andern Erdteil und in einer andern Synode war, die Mitteilung, daß er gerade durch Walthers Artikel „Sententiam teneat, linguam corrigat“ erkannt habe, auf welcher Seite die Wahrheit sei.

Weil der Punkt von den gelegentlichen unzutreffenden Ausdrücken und Reden wohl in allen amerikanisch-lutherischen Zeitschriften in den letzten Monaten zur Sprache gebracht worden ist, so mag der Punkt auch hier noch einmal etwas ausführlicher erörtert werden. Vielleicht trägt das zur Klärung der Sachlage bei. Es gibt ein Gebiet der gelegentlichen ungenauen und verkehrten Reden, in bezug auf welche Gerechtigkeit und Liebe fordern, daß man sie nicht presse. Luther nennt es gelegentlich den Gipfel der Bosheit, jemand aus einzelnen mißverständlichen Reden zum Irrlehrer machen zu wollen, obwohl man wisse, daß darin seine uns sonst bekannte Lehre nicht zum Ausdruck komme. Auch im Lager der rechtgläubigen Kirche steht es so, daß sonst gute Schützen nicht mit jedem Schuß das Ziel treffen, sondern aus Unachtsamkeit oder im Über-eifer zu kurz oder zu weit schießen. So war es früher, so ist es zu unserer Zeit und so wird es bleiben bis an den jüngsten Tag. Das ist freilich nicht zur Sicherheit zu mißbrauchen. Sonderlich die öffentlichen Redner und Schreiber sollen nach Pauli Vorschrift nach „gesundem, untadeligem Wort“ trachten.⁵⁾ Aber bei aller Sorgfalt wird das Ziel nicht völlig erreicht werden. Luther nimmt nicht nur für die Zeit, in der er den papistischen Irrtum noch nicht völlig überwunden hatte — bis zum Jahre 1524 —, die „Barmherzigkeit“ des Lesers für sich in Anspruch, sondern er schreibt auch noch im Jahre 1543, als er längst in allen Lehren zur völligen Klarheit gekommen war, in bezug auf das Reden von der heiligen Dreieinigkeit: „Wunder ist es nicht, daß einem Menschen in diesem über und über wunderlichen, unbegreiflichen Artikel wunderliche Gedanken einfallen, deren zuweilen einer mißlingt oder ein Wort mißrät. Aber wo der Grund des Glaubens fest bleibt, werden uns solche Splitter, Spänlein oder Strohhalme nicht schaden.“⁶⁾ Also wir wiederholen: Es gibt ein Gebiet der ungenauen Redeweisen, die wir nicht pressen dürfen, einerlei ob wir es mit Freunden oder mit Gegnern zu tun haben. Dabei ist aber festzuhalten, daß sich dies Gebiet leicht vom Gebiet der wirklich falschen Lehre abgrenzen läßt. Es ist wohl gesagt worden: „Man kann jede Ketzerei aus Luther beweisen.“ Aber das kann man nur dann, wenn man die Methode eines Janssen, Denifle und Genossen befolgt, die Luthers Worte außerhalb ihres Zusammenhanges und ihrer Intention anführen. Wer mit Gerechtigkeitssinn Luther liest, wird unschwer feststellen, was Luther wirklich lehrt und nicht lehrt.

Dies findet auch seine Anwendung auf den Streit, der innerhalb der lutherischen Kirche Amerikas über die Lehre von der Gnadenwahl und Bekehrung geführt wurde. Wir können und müssen einander ge-

5) Tit. 2, 8.

6) Auslegung der letzten Worte Davids, 2 Sam. 23. St. L. III, 1928.

legentliche unzutreffende Reden, die unsere Lehrstellung nicht zum Ausdruck bringen, schenken. D. Walther hat auf unserer Seite solche Ausdrücke namhaft gemacht und „bekannt“, und auch wir sind bereit, ein Gleiches zu tun, wenn wir nachweislich Ausdrücke gebraucht haben, die mit Recht beanstandet werden. Auch die andere Seite nimmt für sich die Kondonierung gewisser Ausdrücke in Anspruch. Darüber später.

Aber wir würden uns selbst und die Kirche täuschen und wir würden nicht der Einigkeit dienen, sondern nur weitere Verwirrung anrichten, wenn wir sagen wollten, daß es sich in dem Streit über die Befehrung und Gnadenwahl nur um gelegentliche, den beiderseitigen Sinn nicht genau ausdrückende Redeweisen gehandelt habe. Erfreulicherweise ist gerade auch in den letzten Monaten aus dem gegnerischen Lager heraus der Gedanke abgewiesen worden, daß es sich zwischen uns nur um Mißverständnisse gehandelt habe. Wir haben einander von allem Anfang an sehr wohl verstanden. Jede Seite wußte genau, was die andere Seite wollte und forderte. Es war von allem Anfang an wohl verstanden und ist durch den ganzen Streit hindurch festgehalten worden, daß es sich um die Frage handelte, ob die befehlende und seligmachende Gnade Gottes sich nach dem richtigen oder guten Verhalten⁷⁾ des Menschen richte, so daß wir in dem Verhalten des Menschen den Erklärungsgrund dafür haben, warum die einen befehrt und selig werden und die andern nicht. Die andere Seite forderte mit der größten Entschiedenheit die Einstellung des richtigen menschlichen Verhaltens in die Heilsordnung. Wir unsererseits weigerten uns mit der größten Entschiedenheit, dieser Forderung nachzugeben. Die andere Seite sagte: Es ist die Quintessenz des Calvinismus, wenn man die ewige Erwählung der Seligwerdenden allein aus Gottes Gnade in Christo ohne Rücksicht auf ihr richtiges Verhalten geschehen sein läßt. Wir sagten: Das ist nicht Calvinismus, sondern im Gegenteil die Lehre der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses. Die andere Seite sagte: Wenn Gott die, welche befehrt und selig werden, allein aus Gnaden ohne Ansehung ihres Verhaltens befehrt und selig macht, so hat er die andern mit seiner bekehrungskräftigen und seligmachenden Gnade übergangen. Wir sagten: Der Schluß ist wider die Schrift. Die Schrift lehrt sowohl das „allein aus Gnaden“ als auch die Tatsache, daß Gott seine rettenden Hände den ganzen Tag ausgestreckt hat zu dem Volk, das ihm nicht folgen läßt und widerspricht.⁸⁾ Die andere Seite sagte: Wenn die tatsächliche Befehrung derjenigen, die befehrt werden, sich ohne Rücksicht auf das richtige menschliche Verhalten vollzieht, dann folgt notwendig die Befehrung durch Zwang und eine un wider stehliche Gnade. Wir sagten: Es folgt weder das eine noch das andere. Der Zwang folgt nicht, weil Gott ja gerade in der Befehrung aus den Unwilligen Willige macht. Und daß von un wider-

7) Über die Ausdrücke „richtig“ und „gut“ später.

8) Röm. 10, 21.

stehlicher Gnade nicht die Rede sein kann, lehrt die Schrift damit, daß sie das Bleiben im Unglauben mit dem Widerstreben der Menschen begründet. Die andere Seite sagte: Wenn die Erwählten infolge ihrer ewigen Erwählung ganz gewiß selig werden, dann folgt daraus Zwang und heidnischer Fatalismus. Wir sagten: Schrift und Bekenntnis lehren klar und deutlich, daß die Erwählten infolge ihrer ewigen Erwählung ganz gewiß selig werden. Kein Auserwählter kann verloren gehen. Aber daraus folgt ebensowenig ein Zwang, als sich daraus ein Zwang ergibt, daß Gott auf dem Gebiet des natürlichen Lebens die Menschen durch die von ihm geordneten Mittel zu dem terminus vitae führt, den sie nicht übergehen werden.⁹⁾ Die andere Seite erklärte das Geheimnis in der Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl für ein „psychologisches“, in den unerforschlichen Tiefen des menschlichen Herzens liegendes Geheimnis. Wir sagten: Schrift und Bekenntnis reden an diesem Punkt nicht von unerforschlichen Wegen des menschlichen Herzens, sondern von den unerforschlichen Wegen Gottes. Wenn die Schrift sagt: „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!“¹⁰⁾ so muß das „seine“ nicht auf das menschliche Herz, sondern auf Gott bezogen werden, wie unmittelbar folgt: „Denn wer hat des HERRN Sinn erkannt?“ Unerforschlich aber sind Gottes Wege an diesem Punkt deshalb, weil, wie abermals sofort hinzugefügt wird, kein Mensch Gott etwas zuvor gegeben hat, das ihm wieder vergolten werde, das heißt, weil kein Mensch im Vergleich mit einem andern sich besser verhalten hat. Es wären keine unerforschlichen Wege Gottes vorhanden, wenn entweder die Seligwerdenden sich im Vergleich mit den Verlorengehenden besser verhielten — denn dann hätten wir an dem menschlichen Verhalten den Schlüssel für die Wege Gottes —, oder wenn Gott die Verlorengehenden nicht ernstlich selig machen wollte, in welchem Falle an der mangelnden Gnade Gottes ebenfalls ein Schlüssel für die Wege Gottes dargeboten wäre. Weil nun aber einerseits kein Mensch Gott etwas zuvor gegeben hat, andererseits Gott seine rettenden Hände den ganzen Tag zu dem ungehorsamen und widersprechenden Volke ausstreckt, so müssen wir es nach der Schrift bei den unerforschlichen Wegen Gottes bleiben lassen. — Das waren die klar ausgesprochenen Gegensätze. Jede Seite brachte ihre Lehrstellung zum Ausdruck und forderte die andere Seite zum Aufgeben ihrer Stellung auf.

Eine ganz andere Stellung nimmt der *Lutheran* ein. Er sagt kein Wort gegen die in unserm *Plea* vorgetragene Lehre. Ja, er will zugeben, daß die von uns vertretene Lehre die rechte sei. Und doch sagt er von der „Missourian Church“: „Our readers will agree with us that, in coming with its plea for union, there is some *deficiency in spirit*.“ Er vermißt die Liebe, „charity“. Er redet von „dem tönenden Erz und der klingenden Schelle“. Er kann diesen Mangel

9) Hiob 14, 5.

10) Röm. 11, 33.

des „Geistes“ und der „Liebe“ nicht in der Art und Weise finden, in der wir den Gegenstand behandelt haben. Auch die Gegner *Missouri*, soweit uns ihre Äußerungen zu Gesicht gekommen sind, haben geurteilt, daß unsere Ausführungen in einem durchweg freundlichen Tone gehalten seien. Was dem *Lutheran* so anstößig ist und was ihn zu so harten Worten: Mangel an „Geist“, Mangel an „Liebe“, „tönend Erz und klingende Schelle“, „jüdische Antipathie“ usw., veranlaßt, ist die Tatsache, daß wir für die von uns vertretene Lehre, deren Richtigkeit der *Lutheran* gar nicht bestreiten will, Anerkennung fordern und die damit streitende Lehre verwerfen. Der *Lutheran* weiß, um was es sich handelt. Ganz richtig gibt er die von uns vertretene Lehre dahin an: *Missouri* „verwirft einerseits den Calvinismus, andererseits das gute menschliche Verhalten als einen Erklärungsgrund, warum Menschen bekehrt und selig werden“. Was ihm nun aber ungenügend erscheint, ist unser Satz: „Derjenige Teil der lutherischen Kirche, welcher bisher gelehrt hat, daß die befehrende und seligmachende Gnade sich nach dem richtigen oder guten Verhalten des Menschen richte, und darin den Erklärungsgrund für die *discretio personarum* findet, muß diese Lehre ohne allen Vorbehalt aufgeben. Geschieht dies nicht, so ist alle Einigkeit nur Schein.“

Wir stehen hier wieder an dem Punkte, an dem sich die Einigung zwischen *Missouri* und den Gründern des Council vor nun beinahe fünfzig Jahren zerschlug. Die Vertreter des Council bekannten sich prinzipiell zur lutherischen Lehre, wie sie in sämtlichen Bekenntnisschriften unserer Kirche zum Ausdruck kommt. Aber sie waren nicht bereit, die dem lutherischen Bekenntnis widersprechende falsche Lehre und Praxis in jedem Falle zu verwerfen. Hervorragende Glieder des Council nahmen für sich das Recht in Anspruch, gelegentlich auch Glieder irrgläubiger Gemeinschaften auf ihre Kanzeln und an ihre Altäre zu lassen. Die *Missourier*, die dies verurteilten, wurden auch damals aus dem Council heraus der Lieblosigkeit und der Rechthaberei beschuldigt. Denselben Standpunkt vertritt der *Lutheran* jetzt in der oben abgedruckten Kritik. Er will die rechte Lehre gelten lassen, aber er will nicht den der rechten Lehre widersprechenden Irrtum verworfen haben. Dabei ist der jetzt in Streit gezogene Punkt viel fundamentaler als vor fünfzig Jahren. Damals handelte es sich mehr um die Praxis, um die rechte Anwendung der lutherischen Lehre. Jetzt handelt es sich um den innersten Kern der lutherischen Lehre selbst, um die *sola gratia*. Und hier will nach seiner Aussprache der *Lutheran* nicht kämpfen. Er will zwar stehen lassen, daß der Mensch aus Gnaden bekehrt und selig wird, aber er will den Irrtum nicht verworfen haben, der das „aus Gnaden“ aufhebt, nämlich den Irrtum, daß die befehrende und seligmachende Gnade sich nach dem richtigen oder guten Verhalten des Menschen richte. Daß wir auf Verwerfung dieses Irrtums bestehen, erregt seinen Unwillen und zieht uns die oben erwähnten harten Urteile zu.

Die amerikanisch-lutherische Kirche darf sich nicht verhehlen, daß sie sich durch Gottes Führung in einer eigenartigen Situation befindet. Sie rüstet sich allgemein auf eine Feier des vierhundertjährigen Jubiläums der Reformation der Kirche durch Luther. Eine Reformationsfeier aber mit dem „verschiedenen menschlichen Verhalten“ als Erklärungsgrund für die Bekehrung, Seligkeit und ewige Erwählung wäre einfach ein Unding. Freilich, es werden sich trotz der falschen Lehre vom menschlichen Verhalten viele, viele Christen einfach auf die sola gratia stellen und sich ihre Bekehrung und Seligkeit nicht aus ihrem verschiedenen Verhalten erklären. Doch eine Kirchengemeinschaft als solche, die das verschiedene Verhalten als Erklärungsgrund für das Seligwerden lehrt oder doch geduldet wissen will, hat damit ohne Zweifel das Recht zu einer lutherischen Reformationsfeier aufgegeben. Sie würde in ihrer offiziellen Lehrstellung sich gegen Luther und die Reformation erklären und prinzipiell auf die Seite des Erasmus und der römischen Kirche treten. Wir dürfen uns über diese Sachlage nicht täuschen. Doch darüber später noch mehr, wenn wir uns die Erklärungen vergegenwärtigen, die neuerdings namentlich von Ohio und Iowa aus zum Schutz des „Verhaltens“ abgegeben worden sind. Helfen wir einander durch sachliche Erörterung der bestehenden Differenzen, daß das herrlich strahlende Licht, das Gott der lutherischen Kirche in ihrer goldreinen Lehre gegeben hat, hier in Amerika ungetrübt auf den Leuchter gestellt werde! Also voll und ganz zurück zum lutherischen Bekenntnis, und insonderheit — weil das durch Gottes Führung zu einem Streitpunkt geworden ist — voll und ganz zurück zum 11. Artikel der Konfordinformel! Die lutherische Kirche hat und braucht keine einheitliche Verfassung. Sie hat keine starken äußeren Bande, die sie verbinden, wie andere Kirchengemeinschaften. Sie hat aber und braucht eine einheitliche, der Schrift vollkommen entsprechende Lehre. An diese Gedanken wurden wir erinnert, als wir bei dem Durchlesen der Zeitschriften aus den Jahren 1866 bis 1870 eine treffliche Aussprache des *Evangelical Lutheran*, vom 21. März 1867 fanden. Dieses Blatt schrieb damals im Interesse der Vereinigung der lutherischen Synoden des Südens: „Wenn Einigkeit des Glaubens überhaupt die wahre Grundlage kirchlicher Vereinigung ist, so ist sie es noch mehr bei der lutherischen Kirche. Ihr charakteristischer Zug ist allein ihre Lehre. Läßt man die fahren, so bleibt ihr nichts. Andere Kirchen mögen nächst ihrem Glauben in ihren Gebräuchen starke Bande haben, die sie zusammenhalten, und mögen deshalb in der Lehre größere Weitschaft verstatten. Sie aber hat keine solche Bande, keine so hervorstechend eigentümliche Verfassung, keinen solchen altherwürdigen Gebrauch, der unter uns so heilig geworden wäre, daß er sie zusammenhielte. Sie hat nichts, darauf sie stolz sein könnte, als die Wahrheit ihres Bekenntnisses, nichts, ihr die Liebe ihrer Glieder zu sichern, als die Reinheit ihres Glaubens. Doch dies ist genug, ihre Einigkeit zu erhalten. Dadurch

kann sie sich in ihrem unveränderten Wesen behaupten bei der größten Mannigfaltigkeit der Formen ihres Regiments und ihres Gottesdienstes. Sie mag nach Umständen eine Episkopal- oder eine Gemeindeverfassung haben, mag, nachdem es ihre Lage erfordert, liturgisch sein oder nicht, und sie bleibt doch eine und dieselbe, weil ihr Glaube einer ist. Wir freuen uns, daß dem so ist, daß sie insoweit ihre Reinheit bewahrt hat, sich bloß in dem zu binden, worin sie Gott gebunden, und in dem freizulassen, darin sie Gott freigelassen hat; daß sie den Zweck ihrer Gründung nicht bis zu dem Grad vergessen hat, die Dinge menschlicher Anordnung ebensoviel gelten zu lassen wie die, welche ihr großes Haupt selbst geordnet hat. Um auf uns selbst zu kommen: woraufhin können wir im Süden uns vereinigen? Allein auf das große Bekenntnis unserer Kirche. Die alte Schule hält jede Lehre dieses ehrwürdigen Bekenntnisses so heilig, nicht weil es von den Reformatoren gestellt wurde, sondern weil sie fest glauben, daß jede Lehre auf Gottes Wort gegründet ist. Sie legen damit demselben keine ungehörliche Wichtigkeit bei. Es war immer das Bekenntnis unserer Kirche ihr großes Palladium, und die Anhänglichkeit an dasselbe bedingt ihre Existenz. Trennt sie sich von ihm, so hört sie auf, die lutherische Kirche zu sein. Wir halten nicht in sündlicher Weise an dem Bekenntnis. Wir legen ihm nicht dieselbe Autorität bei wie dem Worte Gottes, wie man uns fälschlich beschuldigt hat. Wir berufen uns nie auf dasselbe, um eine Wahrheit zu begründen, sondern immer auf die Schrift. Wer hat je von einem verständigen Altlutheraner gehört, daß er sich zu einem andern Zweck auf dasselbe bezog, als um zu zeigen, welche Lehren seine Kirche für Lehren der Schrift hält? Wir glauben nicht, daß seine Verfasser irrtumsfrei waren. Wir geben zu, daß sie geirrt haben können. Aber man hat uns nie an der unfehlbaren Richtschnur nachgewiesen, daß sie beim Verfassen dieses Bekenntnisses von derselben abgewichen sind. Überzeugt uns, daß es schriftwidrig ist, und jeder von uns wird es verwerfen. Bei dieser Ansicht von demselben, daß wir nämlich seine Lehren für die Lehren der Bibel halten, sind wir bereit, jeden Brauch zu opfern, dessen Aufgeben irgend jemand vernünftigerweise von uns fordern kann, aber nie können wir irgendeine Wahrheit unsers edlen alten Bekenntnisses aufgeben. Dies ist keine individuelle Meinung. Die Erinnerungen und Vorschriften, die unserm Bevollmächtigten von der Synode gegeben wurden, beweisen, daß dies ihre eigene Stellung ist.“¹¹⁾ Man sieht, es ging damals bei den Einigungsbestrebungen ein frischer, gesunder Zug durch gewisse Kreise der lutherischen Kirche. Gott verleihe, daß dieser Geist zu unserer Zeit sich noch allgemeiner und kräftiger Bahn breche!

F. P.

(Schluß folgt.)

11) L. u. W. 1867, S. 150 f.

Die Tennesseesynode.

(Schluß.)

Obgleich die Synode keine Lehranstalt besaß zur Ausbildung von Predigern und Lehrern und die Vorbereitung junger Leute für das Predigtamt einzelnen Pastoren überlassen blieb, so wurde doch das Werk der Predigerausbildung noch als eine Aufgabe der Kirche und der Synode empfunden und in gewissem Maße auch behandelt. So lesen wir in dem Bericht vom Jahre 1828: „Die H. Georg A. Leopold, Ephraim Rudisill und Johannes Huggins, machten Anspruch, um unter die Aufsicht dieser Synode als Studenten der Theologie aufgenommen zu werden. Worauf sie in ihren Fähigkeiten geprüft wurden. Sie scheinen versprechende Gaben zu besitzen. Nachdem die H. Rudisill und Huggins, in Betreff der Lateinischen und Griechischen Sprachen kürzlich geprüft wurden, erhellete es daß sie große Fortschritte in denselben gemacht haben. H. Rudisill wurde auch in Betreff der Deutschen Sprache geprüft. Es scheint, daß er auch einige Kenntniß von derselbigen besitze.“ Auch 1830 wurde „beschlossen, daß Hr. Eusebius Henkel als Student der Theologie unter die Aufsicht dieser Synode aufgenommen werde, und daß er unter der besonderen Aufsicht seines Vaters Philip Henkel und des Herr Osterly sein soll“. Die mangelhafte Ausbildung vieler Prediger wurde von der Tennesseesynode als ein Übelstand empfunden, dem abgeholfen werden sollte. In dem Bericht von 1827 wird gemeldet: „Es wurde beschlossen, daß diejenige, welche Lehrer werden wollen zu mehrerer Gelehrsamkeit wie bisher geschehen ist, angehalten werden sollen. Ein Diener sollte wenigstens die Sprache, in welcher er Amtsgeschäfte verrichtet einigermaßen mit Nichtigkeit verstehen, und im Stande seyn Predigten schriftlich aufzusetzen. Ein Pastor sollte wenigstens die Griechische, nemlich die Grundsprache des Neuen Testaments, einigermaßen verstehen. Eine Bekanntschaft mit der Hebräischen, nemlich der Grundsprache des Alten Testaments, würde ihn noch tüchtiger machen sein Amt zu führen. Diese Synode urtheilet dennoch nicht, als ob keine nützliche Lehrer wären, welche diese Sprachen nicht verstehen. Denn es sind Männer, deren viele Erfahrungen, den Mangel der Gelehrsamkeit einigermaßen ersetzen. Wenn im Fall aber ein ganzes Ministerium ungelehrt wäre, wie könnte doch die Wahrheit des Evangeliums von demselbigen, gegen die listige Angriffe der Feinde vertheidigt werden. J. E. es würde eine falsche Übersetzung der heil. Schrift gemacht und verbreitet werden: so wäre ein ungelehrtes Ministerium nicht im Stande, solche Verfälschung zu entdecken. Sollte es je dazu kommen, daß die Grundsprachen nicht mehr gelernet würden, so könnte auch Gottes Wort verfälscht werden. Es ist zu bedauern daß so viele junge Männer welche Lehrer werden wollen zu träge sind die Grundsprachen zu lernen. Ja einige bilden sich ein

unmittelbar vom Geiste erleuchtet zu seyn und daher keiner Gelehrsamkeit zu bedürfen. Diesem übel vorzubeugen, und dieser Schwärmerey Einhalt zu thun, wurde beschloffen, Daß ein jeder Candidat in Betreff der Literatur, so wohl als der Theologie soll geprüft; und je nachdem er sich beflissen hat, befördert werden.“

In der Tennesse-synode wurden anfänglich Stufen im Predigtamt anerkannt. Von denselben sagte der erste Verfassungsentwurf: „5tens. Was die Stände und Stufen des Lehramts betrifft, so erkennen wir nicht mehr für nöthig zur Erhaltung und Fortpflanzung der Kirche als nur zwey: nämlich, Pastor und Diacon. Pastor ist ein Evangelischer Lehrer, der das Amt in allen Theilen völlig verwaltet, oder alle Actus Ministerialis verrichtet. Derselbe muß durch Gebet und Auflegung der Hände von einem oder mehreren Pastoren zu einem solchen Amte geordnet und gewidmet werden; dabey er dann auch feyerlich verspricht, daß er ein solches Amt treulich nach Gottes Worte und der Lehre unserer Kirche verwalten will. 6tens. Ein Diacon ist zwar auch ein Diener an dem Worte Gottes, der aber nicht das völlige Lehramt verwaltet wie ein Pastor; sondern einer der Catechismus-Unterricht hält, Predigten vorleset, Leichen und Ermahnungen hält, wie auch, so es begehret wird, Kinder in der Abwesenheit des Pastors taufet. Ein solcher muß ein ordentliches Glied der Kirche seyn, und das Zeugniß eines christlichen Wandels haben. Er muß auf Begehren des Kirchenraths bey der Synode in seinen Fähigkeiten geprüft werden: wird er dann für tüchtig erkannt, so wird er von einem oder mehreren der Pastoren durch Gebet und Auflegung der Hände zu solchem Dienste gewidmet, entweder an der Conferenz oder in einer deren Gemeinen da er dienet: Dabey soll er aber feyerlich vor der ganzen Versammlung versprechen daß er in solchem Amte treulich dienen will, nach der Anweisung die ihm gegeben wird. — so aber ein solcher Diacon sich befließiget in seinem Amte, daß er die erforderte Kenntniße und Fähigkeiten erlangt, das Amt eines Pastors zu verwalten, und er einen ordentlichen Beruf von einer oder mehreren predigerlosen Gemeinen dazu bekommt, so kann er zu einem Pastor geweiht und ordinirt werden, auf die Weise wie vorhin angezeigt.“ (Tenn. I, 6. 7.)

Dabei wurde auch von Anfang an Lehrwache und Lehrzucht geübt. Wer in die Synode aufgenommen werden wollte, mußte sich über seine Rechtgläubigkeit ausweisen und zu streitigen Lehren und zur Generalsynode Stellung nehmen. Im Jahre 1824 erklärte P. G. S. Riemenschneider vor seiner Aufnahme in die Synode, daß er, „was dieselbe von der heiligen Taufe und dem h. Abendmahl lehre, als überzeugend aus Gottes Wort richtig finde“; und S. Moser gab mit seiner Bitte um Aufnahme folgende Erklärung ab: „Ich der Endesbenannte glaube die Lehre, welche von der Evang. Luth. Synode von Tennessee geführt wird, als mit der Augsbургischen Confession übereinstimmend. Ich habe auch keine Verbindung mit der General-Synode.

So gegeben den 6ten September, 1824. Daniel Moser.“ Erst nach seiner hierauf erfolgten Aufnahme „wurde ihm einmüthig die Bruderhand gegeben“. Während derselben Synodalversammlung wurde einem P. Nehemiah Bonham Aufnahme gewährt und „die Bruderhand gegeben“, nachdem ein Komitee, welches „die Lehre prüfen sollte, welche Hr. Bonham führet“, berichtet hatte, daß es „Hr. Bonhams Lehre richtig finde“. Im Jahre 1831 ereignete es sich, daß ein Kandidat Rankin, der vormals zur Presbyterianerkirche gehört hatte und von derselben als Prediger lizenziert worden war, sich zur Ordination meldete. Er wurde während der Synode examinirt, und es wird dann über ihn berichtet: „Hr. Rankin zeigte der Synode verschiedene Auszüge von den Verrichtungen des Union Presbyteriums, in Ost-Tennessee, zu welcher er vormals gehörte, welche sein gutes moralisches Betragen, und seine Gelehrsamkeit bestätigte. Sein gutes moralisches Betragen wurde auch von etlichen achtbaren Männern, die zugegen waren, bezeuget; auch stimmten seine Lehrbegriffe mit den Grundsätzen der Lutherischen Kirche überein. . . . Hr. Rankin stellte sich der Committee dar, und wurde zuerst zu einem völligen Mitgliede der Lutherischen Kirche confirmirt, und nachdem er das feyerlichste Gelübde ablegte, wurde er zu einem Pastor derselben Kirche mit Gebet und Händeauflegen, ordinirt.“ Doch hat die Tennesseesynode an ihrem Konvertiten wenig Freude erlebt. Im Jahre 1832 lagen Klagen gegen ihn vor, daß er in Lehre und Praxis „von der Augsburgischen Confession abgewichen“ sei, und er wurde aufgefordert, sich bei der nächsten Sitzung der Synode zu verantworten, sonst könne man ihn nicht länger als ein Glied der Synode ansehen. Rankin aber kam der Untersuchung dadurch zuvor, daß er „den Wunsch äußerte, sich freundlicherweise von diesem Körper zu entziehen“, und die Synode erklärte, daß sie „es nicht für nöthig erachte, die Sache zu untersuchen, und daß Hr. Rankin fernerhin kein Glied dieser Synode sey“.

Regelmäßige jährliche Visitationen in allen Gemeinden durch „ältere Prediger“ wurden gleich während der ersten Synodalversammlung eingeführt; und auch diese Einrichtung sollte zur Ausübung der Lehrwache benutzt werden. Im Jahre 1827 „wurde für nöthig erachtet, daß ein Prediger bestimmt werde, die andern Prediger samt ihren Gemeinen zu besuchen und zu untersuchen, ob die reine Lehre unserer Kirche und die Ordnung derselben beobachtet werden“.

Eigentliche Lehrverhandlungen wurden während der Versammlungen der Tennesseesynode nicht gepflogen. Doch wurden öfters den Synodalberichten Lehrverhandlungen beigegeben, so dem Bericht von 1828 eine Abhandlung von David Henkel über das Gebet, und in demselben Jahre wurde auch der Beschluß gefaßt, daß eine solche Abhandlung künftighin jedem Synodalbericht zur Belehrung der Gemeindeglieder beigegeben werden sollte, „falls dieser Schluß eine hinreichende Unterstützung von Gemeindegliedern finden würde“. Freilich meldete

schon bei der Herausgabe dieses Synodalberichtes der Schreiber: „Es fanden sich keine hinlängliche Anzahl Untersreiber ein, um die Unkosten dieser Ausgabe zu bestreiten; es fehlte eine beträchtliche Summe. Nicht desto weniger ist dieses theile Werk heraus gegeben und die übrige Unkosten wird von etlichen wenigen Personen, welche nicht genannt werden bestritten.“ In dem Bericht von 1831 wurde aber an den oben angeführten Beschluß wieder erinnert, und der Secretär nahm sich die Freiheit, folgenden Plan vorzulegen und zu empfehlen: „Jede Gemeinde sollte eine Kasse haben, (wie es schon in einer erklärenden Anmerkung über den 5ten Artikel, unserer Constitution anempfohlen ist,) welche leicht könnte voll gehalten werden wenn bey jeder schicklichen Gelegenheit, durch Collecten darein gesammelt würde, und durch sonstigen Plänen, welche die Gemeinden entwerfen möchten. Aus diesen Kassen, könnte, durch die Deputirte oder Prediger, jedes Jahr, so viel Geld als schicklich angesehen würde, an die Synode gesandt werden, welches einer gewissen, von der Synode, dazu, als Agent ernannten Person, eingehändigt werden könnte. Dieser Agent sollte den Druck der Synodal-Verrichtungen und des Begefügten, besorgen und bezahlen, und dann der Synode in ihrer nächsten Sitzung, Rechnung ablegen; auch sollte er ein Verzeichniß von dem Gelde, das jede Gemeinde sendet, halten, welches zur Befriedigung der Glieder, in unsern jährlichen Berichten angezeigt werden könnte. Jeder Gemeinde sollte alsdann eine solche Anzahl der gedruckten Synodal-Verrichtungen nebst Anhänge, zugesandt werden, je nachdem sie der Synode Geld zugesandt hätte, welche nicht als das Eigenthum einzelner Personen, sondern als das Eigenthum der ganzen Gemeinde betrachtet werden sollte. Der Schatzmeister einer jeden Gemeinde sollte die Berichte, entweder den Gliedern verkaufen, oder austheilen, je nachdem die Gemeinde es am schicklichsten finden würde. Sollte dieser Plan angenommen werden, so hoffe ich, die Gemeinden werden bis zu nächster Sitzung in Bereitschaft seyn, damit etwas Erbauliches und Nützliches unter sie verbreitet werde. Daß dieser Plan dienen möge, nützliche Lehre auszubreiten, wodurch Mancher aus der Finsterniß zum Licht gebracht werde, ist der herzlichste Wunsch des Secretärs.“ (Tenn. 1831, 11.) Der Synode von 1833 lagen auch mehrere Bittschriften aus Gemeinden um Veröffentlichung einer Schrabbhandlung im Synodalbericht vor; besonders wurde „etwas Nützliches über die heilige Taufe oder das heilige Abendmahl“ gewünscht. Zugleich wurde berichtet, daß die Gemeinden auf den Rat, die Synodalberichte für die Gemeinden zu beziehen und durch Kollekten zu bezahlen, eingegangen seien, und es wurden dem Drucker von dem Agenten \$72.31 eingehändigt. Dafür war diesem Bericht eine Abendmahlspredigt von Johann Arnd beigegeben.

Die Synode von 1831 hatte den Auftrag erteilt zur Herstellung einer guten englischen Übersetzung der Augsburgerischen Konfession, und Ambrosius Henkel kam diesem Auftrag nach und legte während der

Synode von 1833 einem jeden Gliede ein Exemplar eines Probedrucks zum Durchsehen vor. Da während der Synode die Zeit zu einer sorgfältigen Prüfung der Übersetzung fehlte, so wurde den Gliedern anheimgegeben, den Probedruck genau zu untersuchen, und die Hoffnung ausgesprochen, ein jedes Glied werde, „wenn es einen wesentlichen Fehler finden sollte, selbigen sobald als möglich dem Drucker anzeigen“. (Tenn., 1833.) — Dem Bericht von 1836 war eine Predigt von Luther über das Evangelium Luk. 10, 23—37 aus der Hauspostille beige druckt, und zwar sowohl dem deutschen als auch dem englischen, für welchen man eine schon vorhandene Übersetzung hatte benutzen wollen; „da aber dieselbige“, hieß es im deutschen Bericht, „untersucht wurde, befand es sich, daß sie so fehlerhaft war, daß sie wiederum übersetzt werden mußte“. Dem Bericht von 1842 war Abdruck des vierten Artikels der Konkordienformel „von den guten Werken“ als Anhang beige druckt, der deutschen Ausgabe deutsch, der englischen in einer Übersetzung. Aus den Verhandlungen der Synode von 1844 wurde berichtet: „Da es dieser Körper für Rathsam hält, daß etwas daß die Pflichten der Kirchenältesten enthält, herausgegeben werden sollte; weil geglaubt wird, daß es einen heilsamen Erfolg auf die Glieder unserer Kirche insgemein haben würde; so wurde beschloßen, Daß Pf. A. Henkel und J. Steuerwald, etwas von der Art verschaffen, und vor die nächste Sitzung der Synode legen, damit es den Verrichtungen angehängt werden kann“. Dem Bericht von 1845 war ein Abdruck der Schrift Luthers an zwei Pfarrherren von der Wiedertaufe (St. L. XVII, 2187 ff.) angefügt.

Eine Antwort auf etliche Herausforderungen in den „Zeugnissen“ D. C. H. L. Schüttes.

(Von P. H—h., Nord-III.)

Motto: „Deine Zeugnisse sind meine Rede“,
Psf. 119, 99.

In den ersten Tagen des Februar haben wohl alle Pastoren der Synodalkonferenz eine Broschüre: „Zeugnisse“ von D. C. H. L. Schüttes, erhalten. Dem Titel gemäß soll dieselbe „zur Einigung und zum Frieden in der Wahrheit“ dienen; dem Inhalt nach aber scheint sie eine Absage an Missouri und seine Glaubensgenossen sein zu sollen, sofern die von Missouri angebotene „Einigung auf Grund reiner Schrift- und Bekenntnislehre unter Verwerfung mißverständlicher und falscher Lehre enthaltender Redeweisen“ tatsächlich abgelehnt wird.

Wiewohl nun diese „Zeugnisse“ noch nicht ausdrücklich von der ganzen Synode sanktioniert sind (S. 53), so sind sie doch wenigstens ein halboffizielles Zeugnis des Lehrstandpunktes der Wortführer dieser Synode. Und da in diesen „Zeugnissen“ nicht allein der alte

Irrtum verteidigt, sondern auch gewissermaßen das ganze Ministerium der Synodalkonferenz herausgefordert wird, so wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn im folgenden von einem Gliede dieses Ministeriums eine kurze Antwort, ein Gegenzeugnis gegen etliche Herausforderungen, dargeboten wird.

Ein Grundirrtum Thios besteht darin, daß der allgemeine Heilsrat oder Gnadenwille Gottes mit der Gnadenwahl identifiziert wird. Dadurch aber wird die Schriftlehre von der Wahl ihres Inhalts entleert und aufgehoben. Wer Heilswillen und Gnadenwahl für ein und dasselbe ausgibt, hat eigentlich keine Gnadenwahrlehre mehr. Daran ändert auch nichts die Unterscheidung zwischen Gnadenwahl im weiteren Sinn, welche „die Wahl der Mittel zur Seligkeit“ (also die Festsetzung des Heilsweges) bezeichnen soll, und Wahl im engeren Sinn, wodurch die „Auswahl der Personen“ bezeichnet werden soll (S. 13, These IV). Wo hat man nur diese Begriffsbestimmungen und termini hergenommen? In der Schrift und im Bekenntnis findet sich weder solche Unterscheidung noch eine Andeutung, daß unter *ἐκλογή* das eine Mal die „Wahl der Mittel“ und das andere Mal die „Auswahl der Personen“ verstanden werden müßte. Eine sorgfältige Vergleichung aller Stellen der Schrift, in welchen *ἐκλέγεσθαι*, *ἐκλεκτός*, *ἐκλογή* mit Bezug auf die Gnadenwahl gebraucht werden, ergibt das sichere Resultat, daß es sich immer nur um die Wahl von Personen, um die Verordnung der Auserwählten (*προορισμός*) zur Erlangung der Seligkeit, handelt. Und wir gedenken uns nicht das klare Wort Gottes durch solche Menschenfündlein trüben, verwirren und entleeren zu lassen.

Auch möge man den Verfassern der Konfessionsformel eine solche Unterscheidung nicht unterchieben! Man beachte, daß die bekannten acht Punkte (Symb. Bücher, Müller, S. 707 f.) nach der Absicht des Bekenntnisses eine Anleitung geben sollen, wie man „von der ewigen Wahl oder von der Prädestination und Verordnung der Kinder Gottes“ (also der Personen!) „zum ewigen Leben recht und mit Frucht gedenken oder reden“ solle (§ 13); daß man dabei auch die Prolegomena, die Voraussetzung und Basis der Wahl, nicht unterlasse zu behandeln, nämlich den Heilswillen und die Erlösung Christi; denn erst auf Grund der Erlösung (Eph. 1, 4: *ἐν Χριστῷ*) hat die Wahl zur Seligkeit stattgefunden. Gäbe es keine Erlösung, so gäbe es auch keine Gnadenwahl. Und sodann soll in diesen acht Punkten der Heilsweg, auf welchem die Auserwählten zu finden sind und zum ewigen Heil gehen, ans Licht gestellt werden: es ist der im allgemeinen Heilsrat schon bekanntgegebene Weg zur Seligkeit. Darin liegt die Mahnung, allen Fleiß anzuwenden, um auf diesem Wege zu bleiben (§ 12; Phil. 2, 12).

Man hat uns aufgefordert, den Nachweis zu liefern, daß Gnadenwahl und allgemeiner Heilsrat nicht identisch seien, „daß in dem einen ein wesentliches Stück sich vorfindet, welches nicht auch in

dem andern enthalten sei“ (Zeugn., S. 16). Dieser Nachweis ist freilich seit mehr als dreißig Jahren oftmals geliefert worden; jedoch wir wollen zu Willen sein und noch einmal den Unterschied kurz angeben. 1. Der Gnadenwille erstreckt sich auf alle Menschen (Joh. 3, 16; Röm. 11, 32 u. a. St.), die Wahl nur auf wenige und bestimmte Personen (Matth. 20, 16; Eph. 1, 4). 2. Viele von denen, über welche die allgemeine Gnade Gottes sich erstreckt, gehen verloren (Matth. 20, 16; 24, 10; 23, 37); von den Erwählten aber geht keiner verloren (Matth. 24, 24; Röm. 8, 30).

Zurückweisen müssen wir ferner die Herausforderung mit Bezug auf das gleich üble Verhalten. D. Schütte fragt: „Wo etwa lehren Schrift und Bekenntnis, daß unter den Menschen kein Unterschied sei dermaßen, daß alle sich gleich übel gegen die rettende Gnade Gottes verhalten?“ (Zeugn., S. 44.) Das sagt die Schrift nicht an einem Ort allein, sondern an vielen. Man lese 1 Kor. 2, 14: „Der natürliche Mensch nimmt nicht an (*οὐ δέχεται*), was vom Geiste Gottes ist“ usw. Damit ist doch wohl das gleich üble Verhalten aller Unwiedergeborenen gegen die Gnade Gottes konstatiert! Ferner Röm. 9, 21: „aus demselben Teige“ usw.; also ist da kein Unterschied in der massa perditata, es ist ein und derselbe Teig, also gleich übles Verhalten. So sagt auch die Konfordinformel: „Item, einer wird verstockt, verblindet, in verkehrten Sinn dahingegeben; ein anderer, so wohl in gleicher Schuld, wird wiederum bekehrt“ usw. (S. 716, § 57—61.) Verstockung, Verblindung und Dahingegeben sind aber Gerichtshandlungen Gottes, die über solche Personen ergehen, welche „sich gegen die rettende Gnade übel verhalten“. Ein anderer aber, „so wohl in gleicher Schuld“, wird bekehrt usw. Da redet das Bekenntnis doch wohl eine deutliche Sprache! Auch liegt dies gleich böse Verhalten in Stellen wie Jes. 1, 9: „Wenn uns nicht der Herr Zebaoth hätte Samen überbleiben lassen, so wären wir geworden wie Sodom und Gomorra.“ Da sagt doch die Schrift offenbar: 1. An Schuld sind wir Sodom und Gomorra gleich geworden. 2. Der Herr hat aber nicht über uns alle das völlige Verderben (Jes. 10, 22 ff.) verhängt wie über Sodom und Gomorra. 3. Er hat vielmehr in seiner Gnade einen „Rest“ begnadigt, ja ihn erwählt, auf daß er bekehrt und selig werde; cf. Röm. 9, 27—29. — Auch Jer. 5, 1 ff. stellt das gleich üble Verhalten aller gegen das seligmachende Gotteswort deutlich vor Augen.

Kurz beleuchten wollen wir noch, was D. Schütte über das intuitu fidei vorträgt. Wenn in These VI (Zeugn., S. 18) die Lehre unserer Kirche dargestellt wird: „daß Gott vor Grundlegung der Welt allein aus lauter Gnade um des Verdienstes Christi willen zu unfehlbarer Seligkeit verordnet hat alle, so im Glauben an Christum bis an ihr Ende verharren“, so bekennen wir uns zu solchem Wortlaut, insofern darin weiter nichts als eine Beschreibung der Auserwählten gegeben wird; „alle, so im Glauben an Christum bis an

ihr Ende verharren“, sind ja die Auserwählten. Wenn dasselbe aber, kürzer gesagt, heißen soll: „daß Gott aus Gnaden hat erwählt in Ansehung des Glaubens“, so protestieren wir. Denn beide Ausdrücke stellen verschiedene Begriffe, resp. Auffassungen dar. Der erstere sagt, wer die Auserwählten sind; der letztere aber, warum oder unter welcher Bedingung oder Voraussetzung Gott sie erwählt haben soll. So erklärt ja auch D. Schütte (S. 20): „Die Bedingung ihrer Erweisung (seil. der seligmachenden Gottesgnade) ist für alle Sünder ein und dieselbe“; und „die Auswahl der Personen geschehe“ (Präsenz?) „im Hinblick auf die Annahme jenes Verdienstes“ (S. 23). Wenn dies dann noch (S. 47) weiter erklärt wird: „Gott sieht etwas im Menschen — Christum —, um deswillen Er den Menschen erwählt“, so ist das nicht nur falsch, sondern zeigt auch einen Mangel an „Logik“. Falsch ist es, weil Schrift und Bekenntnis bezeugen, daß Gottes ewige Erwählung Ursache unsers Glaubens ist, nicht aber das gläubige Ergreifen Christi Ursache der Erwählung (cf. Apost. 13, 48; 2 Thess. 2, 14; 1 Petr. 1, 1. 2; Jes. 43, 10 u. a.). Und unlogisch ist es, weil der Glaube (als werkzeuglicher Akt des Menschen) und Christi Verdienst (als Objekt des Glaubens) hier nicht unterschieden werden. Denn wenn Gott uns um des Verdienstes Christi willen erwählt hat, weil er es in uns gesehen hat, so hat er nicht mehr um des Verdienstes Christi willen erwählt, sondern weil wir dasselbe ergriffen haben, also um des Glaubens willen: nicht mehr das Verdienst Christi ist dann die eigentliche bewegende Ursache zu der Auswahl der Personen, sondern der Glaube, der sich Christum schon (permanent, finaliter) zugeeignet hat, ehe Gott zur Wahl schritt. Wozu war dann wohl die Erwählung noch nötig oder auch nur nütze? Was ist das für eine Verkehrung von Schrift und Bekenntnis! Vgl. auch Müller, S. 705, § 8, wo durch den Spruch Apost. 13, 48 der Glaube ausdrücklich als Folge und Wirkung der Erwählung gesetzt wird; und als Kommentar zu diesem Paragraphen siehe Chemnitz, Enchiridion (Ausg. Milw. 1886, S. 109). Daß wir mit der Verwerfung des intuitu fidei nicht die rechtgläubigen Lehrer der lutherischen Kirche des 17. Jahrhunderts verfeuern, darüber lese man D. Piepers „Zur Einigung“, S. 37 ff. Wird es aber im Sinne Thios als „Bedingung der Erwählung“ dargestellt, so ist es wahrlich nicht „allerhöchste Gotteswahrheit“ (Zeugn., S. 23), sondern das gerade Gegenteil.

Wie steht es aber mit D. Schüttes Schriftbeweis für das intuitu fidei? Wir lesen (S. 23): „Auch schriftgemäß ist es, wenn so geredet wird; denn wofelbst der Schöpfer und Heiland um sein Geschöpf, den Menschen, sozusagen bekümmert ist, um mit diesem zum besten zu handeln, da gilt vor allem das Wort Jer. 5, 3: „Hör, deine Augen sehen nach dem Glauben“ (nach der Glaubensstreue).“ Daß diese Worte angeführt werden, um die „Auserwählung in Ansehung des Glaubens“ zu erhärten, ist, gelinde gesagt, ein aus Verzweiflung begangener

exegetischer Fehler. Ja, aus Verzweiflung; denn man kann in der ganzen Schrift keinen Beweis für das „intuitu fidei bei der Erwählung“ finden; sie sagt stets das gerade Gegenteil (cf. Eph. 1, 3 ff.; 2 Thess. 2, 13 und oben zitierte Stellen). Und wenn wir Jer. 5 genauer ansehen, so erkennen wir gar bald, wie es eine Vergewaltigung der Schrift ist, die Worte des 3. Verses als Beweis für Wahl in Ansehung des Glaubens zu verwenden. Bei allem Schriftbeweis gilt als oberste Regel: Will man eine Lehre mit einem Schriftwort beweisen, so muß dies Schriftwort auch in bezug auf die zu beweisende Lehre geredet sein, muß von derselben handeln. Wo das nicht geschieht, da zwingt man einen Sinn in die Aussage der Schrift hinein, der nicht darin liegt. Jer. 5 aber handelt nicht von der Wahl zur Seligkeit, sondern von Gottes Gericht über ein abgefallenes Volk. V. 1—8 wird die Sünde geschildert; V. 9 ff. wird das Gericht angekündigt. Jerusalem wird mit Sodom verglichen (siehe auch J. J. Rambach zur Stelle), da nicht ein Gerechter (Gen. 19), der nach Aufrichtigkeit oder Wahrhaftigkeit trachtet (מְבַקֵּשׁ אֱמוּנָה), darin zu finden sei. „Und wenn sie gleich sagen: So wahr der Herr lebt! so schwören sie doch falsch“ (V. 2). Da wird der Abfall von Gott beschrieben, daß man sich nicht einmal scheut, Gottes Namen zur Befräftigung der Lüge zu mißbrauchen — der Gipfel der Unaufrichtigkeit. Und daran schließt sich des Propheten Anrede an Gott: „Herr, deine Augen, (sehen sie) nicht nach Wahrhaftigkeit?“ (V. 3 a.) So liefert also hier der Kontext den deutlichen Beweis, daß hier in V. 3 אֱמוּנָה nicht wie Hab. 2, 4 als Glaube im engeren Sinn (πίστις) zu verstehen sei, sondern wie 1 Sam. 26, 23; 2 Chron. 19, 9 im allgemeinen (oder bürgerlichen) Sinn von Wahrhaftigkeit, Redlichkeit (so auch Gesenius).¹⁾

Aus Jer. 5, 1—3 lernen wir also zum ersten, daß Gott nach Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit Ausschau hält bei solchen, denen er sein Wort gegeben hatte: er sucht Früchte seines Wortes. Sodann, wo diese Früchte fehlen und trotz aller Warnung, Mahnung und Geduld nicht gebracht werden, sondern die Menschen sich gegen Gottes Wort verhärten (V. 3 b), da tritt das göttliche Strafgericht ein (V. 9 ff.). Daß dies der Sinn von Jer. 5 sei, wird jeder Unbefangene zugeben. Handelt aber diese Stelle von Gottes Gericht über Abfall und Verstockung und nicht von der „Auserwählung zur Seligkeit“, wie kann man dann die Worte V. 3 a aus ihrem Zusammenhang reißen und aus dieser Stelle eine Wahl in Ansehung des Glaubens beweisen, da die Wahl zur Seligkeit hier gar nicht einmal berührt wird? Man bringe Beweise aus solchen Stellen, die auch wirklich von der Wahl han-

1) Wo hingegen (wie etwa Kap. 7, 28) אֱמוּנָה als Verhalten gegen Gott gebraucht wird (obgleich dies auch Kap. 7, 28 wegen des Prädikats נִבְרָתָה מִפִּיָּהּ noch zweifelhaft ist, wie Kap. 9, 2), da leugnen wir nicht, daß es auch das gläubige Annehmen und Festhalten an Gottes Wort bezeichnet.

dehn! Zu einer exakten und stringenten Beweisführung ist das unbedingt erforderlich. Ferner haben wir gesehen, daß **אֱמֶת** an unserer Stelle einfach nur „Wahrhaftigkeit“ im Gegensatz zu Lüge und Meineid bezeichnen kann, also eine Frucht wahren Glaubens (Gal. 5, 22) ist. Wer also lehrt, Gott habe in Ansehung des Glaubens erwählt, und diese Lehre mit Jer. 5, 3 begründet, der lehrt eigentlich, daß Gott in Ansehung der Früchte des Glaubens (nicht aber in Ansehung des im Glauben ergriffenen Christus) erwählt habe, macht also den neuen Gehorsam, gute Werke u.s.w. zur entscheidenden Ursache, zum Beweggrund, wodurch Gott sich habe bewegen lassen, die betreffende Person zur Seligkeit zu erwählen! Wohin gerät man doch, wenn man eine unhaltbare schriftwidrige Behauptung noch mit der Schrift beweisen will! Das ist Mißbrauch der Schrift! Hier ist wirklich die Warnung D. Schüttes am Plage: „Welch schreckliche Irrlehren vermeint man nicht in dem Worte der Wahrheit zu finden und versucht man damit zu trügen — eben weil man sich allzu einseitig an den Buchstaben hängt!“ — das heißt, den Text aus seinem Zusammenhang reißt. (Zeugn., S. 11.)

Zum Schluß noch ein eklatantes Beispiel, wie man auf seiten unserer Gegner mit der Schrift verfährt. Seite 9 soll der Satz „gerechtfertigt“ werden, daß „Befehrung oder Seligwerden nicht allein abhängen von der Gnade Gottes, sondern in einem gewissen Sinn auch von dem Verhalten des Menschen“. Da wird zunächst „des Menschen Leben, von der Wiege bis zum Grabe, als ein Kampf bezeichnet“ — nach der Schrift. Wenn sodann Röm. 2, 14. 15 angeführt wird, so muß also mit diesem „Kampf“ der Widerstreit der sich untereinander verflagenden oder auch entschuldigenden Gedanken gemeint sein, der sich bei jedem Heiden findet, aber mit dem „Verhalten des Menschen in Sachen der Befehrung oder des Seligwerdens“ doch nicht das Geringste zu tun hat! Wenn es dann weiter heißt: „Bei dem Unbefehrten hebt dieser Kampf an, sobald er unter die Einwirkung des Wortes Gottes zu stehen kommt; und von dem Augenblick an heißt es auch von ihm: Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch; dieselben sind wider einander“, so möchten wir doch fragen: Hebt „dieser Kampf“, das Zeugnis des Gewissens, der Widerstreit der Gedanken (Röm. 2), bei dem Unbefehrten erst dann an, wenn er unter die Einwirkung des Wortes Gottes kommt? Wie kann Paulus dann sagen, daß auch bei den Heiden, die das Gesetz — Gottes Wort — nicht haben, „dieser Kampf“ statt habe? Da muß einer von beiden — der Apostel oder aber D. Schütte — doch wohl etwas zu viel behauptet haben! Doch es soll ja wohl, da es sich (auf Seite 9) um den Widerstand gegen die befehlende Gnade handelt, hier von dem Widerstreben des „Unbefehrten“ die Rede sein. Dann sind aber beide Schriftstellen, Röm. 2, 14. 15 und Gal. 5, 17, nicht am Plage. Denn Röm. 2, 14 redet von Heiden, die nicht „unter Einwirkung des Wortes Gottes stehen“, und Gal. 5, 17 redet

von solchen, die bereits bekehrt sind, wie für jeden aufmerksamen Leser aus dem ausgelassenen Nachsatz des Spruches („daß ihr nicht tut, was ihr wollt“) sowie aus dem Zusammenhang deutlich hervorgeht. In den Worten: „daß ihr nicht tut, was ihr wollt“ schreibt der Apostel denen, zu welchen er redet, und welche er (B. 16) ermahnt, „im Geiste zu wandeln“, bereits das Wollen des Guten zu, wie auch die in allen Bibeln angeführte Parallele Röm. 7, 15. 23 beweist. Haben sie aber das Wollen, so sind sie nicht mehr „Unbekehrte“, so bedürfen sie nur noch der Ermahnung, im Kampfe gegen das Fleisch nicht lässig zu werden. Was dieser Spruch aber beweisen soll, wenn er für den „Kampf bei dem Unbekehrten“ gegen die bekehrende Gnade angeführt wird, ist schlechterdings nicht einzusehen. Aber so geht es, wenn man Schriftstellen aus dem Zusammenhang reißt, oder verkürzt wiedergibt, oder eine schriftwidrige Aufstellung noch zu „rechtfertigen“ versucht.

Vermischtes.

Vom stellvertretenden Strafleiden Christi liest man seit Hofmann selten mehr in deutschländischen Dogmatiken und Predigtbüchern, auch der Positiven. Um so erfreulicher ist folgende Aussprache Prof. Dr. Heims von Halle in einer Rede über den „Frieden mit Gott“ vor der „Deutschen Christlichen Studentenvereinigung“, die wir der „A. E. L. R.“ entnehmen: „Nur eins bringt einem Menschen Frieden, der mit einer Last auf dem Gewissen dem Tod entgegensteht: das, was Gott getan hat. Gott ist selbst herabgestiegen. Der ewige Sohn ist eingegangen in die Gestalt des Sündenfleisches, vom Weib geboren und unter das Gesetz getan. Er hat sich selbst hineingestellt in das verzehrende Feuer des Geseßfluchs. Er hat seine heilige Seele zermalmen lassen von der Zentnerlast, die auf uns liegt. Christus ist ein Fluch geworden für uns. Denn verflucht ist jeder, der am Holze hängt. Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten. Nicht daß Menschen ihn schlugen, ist das Befreiende für uns. Daß er dem Hohn der Juden, dem Spott der Römer, der Rohheit der Soldaten preisgegeben war, daß er ein Märtyrer wurde ohnegleichen, das würde unser Gewissen nicht stillen, wenn wir mit einer Schuld auf der Seele dem Tod entgegengehen. Was uns hilft, ist, daß er von Gott geschlagen und gemartert ward. Wir sehen, wie Gott sein Kind schlug, wie Abraham das Messer gegen den eigenen Sohn zückte. Der Gott, den wir als verzehrendes Feuer im Gewissen spüren, schlug ihn, den Reinen, mit schweren Streichen. Vom Anfang seines Wirkens an war er zum Opferlamm geweiht. Er schlug ihn wieder und wieder, bis seine Seele langsam zermalmt wurde unter den Hammerschlägen Gottes, und sich der Schrei

von ihr losrang: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Niemand, der nicht schon einmal dem Tod ins Auge gesehen oder auf irgendeine andere Weise hinuntergeblickt hat in den tiefsten Abgrund des Daseins, vermag zu begreifen, was hier geschah. Es muß mit uns bis zum Äußersten gekommen sein, wenn wir auch nur den Gedanken an diese Lösung des Lebensrätsels sollen ertragen können. Unser Verstand, der einen harmonischen Abschluß will, bäumt sich gegen diese Dissonanz. Unser ästhetisches Empfinden will es nicht aushalten. Alles, was jung und ungebrochen in uns ist, sträubt sich mit Händen und Füßen dagegen, daß das tiefste Geheimnis des Daseins so aussehen soll, so grauenregend und von ewiger Nacht umhüllt. Nur unser Gewissen gibt Gott recht und sieht mit trauriger Klarheit, daß nur etwas so Furchtbares dem verzehrenden Feuer der göttlichen Forderung entspricht, das wir fühlen, wenn unser Gewissen erwacht ist. Aber wenn es so mit uns steht, dann treten wir im Glauben auf den Weg, den Gott seinem Volk gebahnt hat, bergen uns im Versöhnungsoffer Christi, setzen unsere Hoffnung ganz auf die Gnade und finden Frieden. Der Friede, den wir so finden, ist etwas völlig anderes als alles, was wir auf dem Wege des Kraftbewußtseins, der stoischen Resignation und der buddhistischen Selbstauflösung erstrebt haben. Er ist ebensoweit entfernt von überquellendem Kraftgefühl wie von unendlicher Resignation. Denn wenn wir Frieden gefunden haben im Blut Jesu, haben wir jede Illusion über unsern eigenen Wert verloren. Wir tragen eine Narbe in unserm Gewissen, die uns keinen Augenblick vergessen läßt, wohin wir gehören, was wir eigentlich sind, nämlich ein aus dem Feuer geretteter Brand. . . . So können wir als gerettete Sünder nie die Erinnerung verlieren an die dunklen Tiefen, aus denen wir herausgerettet wurden, an die Schlingpflanzen, die uns umschlangen. Das läßt unser Gefühl nie überschäumen. Der Friede ist kein Gefühl. Er ist eine Glaubensstellung. „Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott.“ „Dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin im Frieden.“ — Gegen den Schluß sagt Heim: „Damit haben wir uns den ‚Weg des Friedens‘ vergegenwärtigt, den ewig ‚neuen und lebendigen Weg‘ (Hebr. 10, 20), wie ihn die Schrift zeichnet. Wir brauchen diesen Weg nicht zu entdecken, wie Kolumbus den Weg in die Neue Welt entdeckte. Wir brauchen ihn nicht zu bahnen, wie man in schwerer Bohrarbeit durch das Urgestein der Zentralalpen den Weg nach Italien bahnte. Die Liebe Gottes hat die Bahn gebrochen durch Stahl und Stein. Wir stehen vor dem vollbrachten Werk Christi. Wir haben nur ‚hinzuzugehen mit wahrhaftigem Herzen‘ und einzubiegen in den Weg Gottes.“ — Und auch dies „Hinzugehen“ — hätte Dr. Heim hinzufügen können — ist nicht unser eigen Werk, sondern Frucht des Opfers Christi, das uns den Heiligen Geist erworben, von dem wir im dritten Artikel bekennen, daß wir nur durch ihn zu Christo kommen.

Urteil eines Orientalisten über die Wellhausensche Schule. Prof. Dr. Gommel an der Universität zu München faßt in seiner Schrift: „Die orientalischen Denkmäler und das Alte Testament“ sein Urteil über die Wellhausensche Schule in folgenden Worten zusammen: „Unsere Alttestamentler sind nun einmal verbohrt in die leider bereits traditionell gewordene Meinung vom rohen Kulturstande der Hebräer und mit Scheuklappen an beiden Augen sehen sie nicht, was rechts und links vorgeht. Doch das muß ja allmählich anders werden, je mehr der alte Orient bekannt und in weitesten Kreisen verstanden wird. Je mehr ich selbst mich in die Geheimnisse des orientalischen Altertums in allen seinen Verzweigungen, babylonisch wie südarabisch, vertieft habe, um so unerschütterlicher hat sich in mir die Überzeugung gefestigt, daß die Aufstellungen der Schule Wellhausens durchweg falsch sind. Es sind das ja nur auf materialistisch=philosophischer Grundlage ruhende Hypothesen, die bis jetzt überall, wo monumental beglaubigte Tatsachen in Betracht kommen, diesen direkt widersprechen, statt von ihnen bestätigt zu werden. An Tatsachen muß aber schließlich selbst die geistreichste Hypothese scheitern. Man hat Wellhausen, diesen fraglos bedeutendsten Verfechter jener Hypothese, schon den ‚größten Religionshistoriker des 19. Jahrhunderts‘ genannt. Setzt man statt dessen den Ausdruck Religionsphilosoph, so stimme ich rückhaltlos bei, sehe aber damit zugleich die alte Erfahrung bestätigt, daß auch das genialste religionsphilosophische System in die Brüche gehen kann, ja muß, wenn es, wie hier, gelingt, seine Sätze an der ‚brutalen Wirklichkeit‘, in unserm Falle dem bei unbefangener Betrachtung sich aus den Inschriften ergebenden Bilde, zu messen. ‚Brutal‘ ist die Wirklichkeit nur insofern, als sie eben rücksichtslos mit den vorgefaßten Meinungen aufräumt; daher erklärt sich auch die sich mehr und mehr steigende geradezu fanatische Wut der sogenannten modernen Kritik, die vor den gehässigsten Mitteln nicht zurückscheut, wenn es gilt, die unbequemen Gegner in den Bann zu tun und sie als rückständig und unwissenschaftlich zu brandmarken. Verlieren wir also nicht den Mut, wenn es gilt, gegen die dennoch herrschenden Strömungen eine neue Ära, die der Tatsachen statt der Hypothesen, heraufzuführen; handelt es sich doch dabei um unsere heiligsten Güter. Mögen die Alttestamentler, vor allem auch die sogenannten Galben, die auf beiden Seiten hinken, sich endlich einmal ganz vom evolutionistischen Wanne losmachen. Es muß doch Frühling werden!“ (Ref., S. 81.)

Eine vatikanische Erklärung über Kirche und Staat. In den „Acta apostolicae sedis“ (Bd. V, Heft 19) ist ein Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Merry del Val veröffentlicht, das erneut beweist, wie wenig die Kurie daran denkt, ihre anmaßenden Prätionen aufzugeben. Das Schreiben ist die Antwort auf eine Mitteilung des Rhoner Erzbischofes an den Papst über einen katholischen Juristenkongreß, bei dem die Beziehungen zwischen Kirche und Staat der Verhandlungsgegen-

stand seien. Der Kardinalstaatssekretär führt in seinem Schreiben aus, das Studium dieser Frage sei sehr wichtig, darum seien die katholischen Juristen auf die päpstlichen Lehren über diese Frage zu verweisen; sie könnten nichts Besseres tun, als sich an die unsterblichen Enzykliken Leo's XIII. und an die weisen Kundgebungen Pius' X. zu halten. Die Lehre des Heiligen Stuhls haben dann Theologen und Juristen, wie die Kardinäle Tarquini, Cavagnis und Villot, dargelegt. Es heißt dann weiter: „Man wird in diesem kostbaren Arsenal Material finden, um die alten und neuen Irrtümer zu widerlegen, die von den Feinden der Kirche vertreten werden, und von denen selbst gewisse katholische Schriftsteller nicht immer frei sind, insonderheit wenn sie Kirche und Staat als schlecht hin koordiniert auffassen, oder wenn sie einer tatsächlich leistenden Gewalt Grenzen ziehen innerhalb ihrer indirekten Jurisdiktion, wie sie die Kirche über die weltlichen Angelegenheiten, sobald sie eine übernatürliche Seite besitzen, auszuüben das Recht hat.“ Klarer können die ultramontanen und Zentrumsredner Deutschlands nicht desavouiert und des Irrtums geziehen werden hinsichtlich ihrer Aufstellungen über das Verhältnis von Staat und Kirche, als hier geschieht. Sie behaupteten stets, Kirche und Staat stünden nach maßgebenden Lehren Leo's XIII. neben-, nicht unter- oder übereinander, wie auch Kirchenrechtslehrer wie Heiner und Sägmüller es in ihren Werken niedergelegt haben. Dadurch wird nun ein kräftiger Strich gemacht und Roms wahrer Charakter wieder einmal deutlich enthüllt. (Ref., S. 82.)

über die religiösen Grundlagen der Freimaurerei hielt P. Bode aus Bremen einen Vortrag folgenden Inhalts: „Die ältesten Urkunden der reformierten Freimaurerei, die Alten Pflichten von 1717, verpflichten den Freimaurer zu der Religion, in der alle Menschen übereinstimmen, nicht zu einem bestimmten Bekenntnis. Sie schließen religiöse Streitigkeiten aus, und wer nach ihnen lebt, muß im Grunde seines Herzens ein religiöser Mensch sein. Das Ritual vermeidet es, Gott zu nennen, einmal aus Opposition gegen die kirchliche Festlegung des Gottesbegriffs zu jener Zeit und sodann aus Bescheidenheit: weil der Freimaurer nicht zu den Gottversuchern und Gottuntersuchern, wie sie das 18. Jahrhundert kennt, sondern zu den Gottsuchern gehören soll. Aber was mit jener Religion, in der alle Menschen übereinstimmen, gemeint sei, wird weder positiv noch negativ gesagt. Eine allgemeine Menschheitsreligion kann es nicht sein; denn die Religion wird immer verschieden erfaßt. In dem Ritual heißt es genauer: Die Religion, in der alle, die Menschen sind, übereinstimmen. Aber wo fängt der Mensch an? Da wird man sich an das Wort Fichtes erinnern müssen, daß ein Mensch der sei, der, unabhängig von allem, sich zu etwas mache, unabhängig von andern Menschen und unabhängig von den Naturtrieben in uns selber. Vernunft, Gewissen und Wille machen den Menschen. Die Religion des Freimaurerrituals ist der Glaube des Men-

schen an seinen eigenen Wert, daran, daß er einen göttlichen Beruf habe. Nicht auf seine Ansichten kommt es an, sondern daß er etwas Göttliches in sich fühlt. Der Redner charakterisiert drei religiöse Helden, Moses, Jesus und Luther, als Typen des religiösen Menschen, der Gott als die unablässig schaffende Kraft verehrt. Fromm sein heißt daher: arbeiten und das Unerforschliche schweigend verehren. Das ist die Frömmigkeit, in der wir alle übereinstimmen sollen. Anwärter auf das Leben werden in den Logen erzogen, Kämpfer werden in ihnen ausgebildet, welche die Frömmigkeit der Tat wollen. Wir müssen wieder lachen, müssen die Kunst des Lebens wieder lernen und dazu müssen wir fromm sein. Jeder kleinste Winkel soll mit Sonnenglanz erfüllt werden. Ein Irrtum ist es, daß die Freimaurerei lehre, alle Menschen zu lieben; das hat auch Jesus nicht gelehrt (?); aber er hat gelehrt, unsere Nächsten zu lieben, und es ist gut, daß es in unserer Zeit, die es bequemer findet, ins Allgemeine zu gehen, noch eine Vereinigung gibt, wo diese Nächstenliebe praktisch geübt wird.“ — Wenn man diese Allweltsreligion — bemerkt hierzu die „S. P.-K.“ — noch als Religion bezeichnen darf, so doch jedenfalls nicht als christliche Religion.

S. B.

Wie man Kinder mit der Bibelfritik vertraut machen solle, illustriert die „Reformation“ also: „Der Unterricht wende sich an die Psyche des Kindes mit unerschütterlicher Betonung des autoritativen Bekenntnisses: die Bibel enthält die Geschichte der göttlichen Offenbarung innerhalb der Menschheit. Darum nennt man sie mit Recht ‚Gottes Wort‘. Und dann gebe man Stück für Stück nur positive Erklärung derjenigen Bibelteile, die die geschichtliche Entwicklung göttlicher Erziehung und Führung des Menschengeschlechts und der göttlichen Offenbarungen zweifellos enthalten. In jedem einzelnen besondern Fall dürfte ruhig gesagt werden: ‚In dieser Zeit dachte man so auf diesem Gebiet, sah man das Weltbild so — heute weiß man’s besser.‘ Oder: ‚Dieses hat mit dem eigentlichen geistigen Inhalt und der Bedeutung der Geschichte nichts zu tun — es ist vielleicht menschlicher Irrtum dabei.‘ Oder: ‚Diese Geschichten sind so alt, daß dieses vielleicht durch häufiges Wiedererzählen oder Abschreiben anders auf uns gekommen ist, als es einst sich zugetragen hat.‘ Hier müßte man aber stets hinzufügen, daß der Orientale durch Jahrhunderte hindurch wortgetreu Traditionen weitergibt, und daß in Zeiten beschwerlicher schriftlicher Fixierung die mündliche Weitergabe alter Erzählungen ganz andere Bedeutung hatte als heute, also auch bei späterer Niederschrift von uns ganz anders gewertet werden muß als heutige mündliche, leicht entstellte Berichte. An den Beweisen der Auffindung von Tontafeln und Paphri, die Namen, Daten, Ortschaften und Geschehnisse als geschichtlich erweisen, die in den ältesten Geschichtsbüchern der Bibel genannt werden, kann nicht vorübergegangen werden. Sie bilden doch ein gottgegebenes Gegengewicht gegen eine zersetzende Bibelfritik, auf die das

Wort paßt: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden.“ Würde der bedingte Charakter der Bibel als ganz selbstverständlich gelehrt und niemals summarisch – also beliebig anwendbar –, sondern stets nur konkret von Irrthümern, Zeitfärbungen, legendarischem Einschub – wo derselbe dann wirklich angenommen werden muß – und dergleichen Erwähnung getan, so würde vielleicht das Kindergemüth und der Kinderverstand das Resultat der notwendigen, unabwiesbaren Bibelkritik verhältnismäßig gefahrlos in sich aufnehmen, ohne zu ahnen, daß es ein so furchtbar schweres, gläubige Pastoren und Lehrer aufs äußerste anspannendes Problem gibt, welches „Die Bibelkritik im Religionsunterricht“ heißt.“ Die „Reformation“ gehört zu den Blättern, die positiv sein wollen, und die doch jede Gelegenheit benutzt, um das Prinzip der Reformation, das inspirierte, untrügliche Wort der Heiligen Schrift, zu bekämpfen.

F. B.

Literatur.

Im **Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.**, ist erschienen:

1. Oftertatalog und Verzeichniß der Konfirmationscheine.
2. Synodalbericht des Zentral-Illinois-Distrikts mit einer Arbeit (Fortsetzung) von P. F. W. Brodmann über den dritten Artikel der Augsburgischen Konfession. (18 Cts.)
3. Synodalbericht des Mittleren Distrikts mit einem Referat (Fortsetzung) über das Thema: „Die römische Lehre von der Kirche und ihre Widerlegung“ von P. Wm. Moll und einer zweiten Arbeit über den „göttlichen Beruf unserer Gemeindefchullehrer“. (15 Cts.)

F. B.

Homiletisches Reallexikon nebst Index Verum von E. Eckhardt.
 „Die Schule.“ Zu beziehen vom Verfasser, Battle Creek, Mich.,
 oder vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.60
 und 16 Cts. Porto.

Dieser sechste Band des Eckhardtschen Lexikons umfaßt 352 Seiten und beschäftigt sich ausschließlich mit Materialien, die sich unter den Titel „Schule“ zusammenfassen lassen. Der umfangreiche Stoff ist übersichtlich geordnet. Der erste Teil des Buches handelt von den verschiedenen Schulen, der zweite vom Lehrer und seinem Amt, der dritte von der Beschaffenheit einer christlichen Gemeindefchule, der vierte von den einzelnen Unterrichtsfächern, der fünfte vom Lehrer als Organisten. Es ist gut, daß dieser gediegene Band auch separat zu haben ist, denn er hat selbständigen Wert, auch für solche, die keine Abonnenten auf das ganze Lexikon sind. Insbesondere unsere Lehrer und schulehaltenden Pastoren möchten wir darum auf dies allseitig informierende Buch P. Eckhardts über die „Schule“ hingewiesen haben.

F. B.

Sängerbote. Christliches Quartalheft. Jahrgang I. Success Printing Co., St. Louis. Geb. 75 Cts. Porto 10 Cts.

Die gesamte kirchliche Presse hat den „Sängerbote“ mit Freuden begrüßt. Der erste Jahrgang enthält 160 Lieder und 35 hymnologische Artikel, musikalische Besprechungen und Biographien über Hermann Fid und Gottlieb Schaller, nebst 17 in Musik gesetzten Liedern. Die uns vorliegende erste Nummer des zweiten Jahrgangs ist den vorausgehenden ebenbürtig. Mögen diese lyrischen Quellen lustig weiter fließen und mit ihren reinen Wassern die Herzen vieler erquicken!

F. B.

Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht von Heinrich Böhmer. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Diese Schrift des bekannten Marburger Professors liegt hier in „dritter, vermehrter und umgearbeiteter Auflage“ vor. Eine eigentliche Biographie Luthers ist sie zwar nicht. Ihr Hauptzweck ist vielmehr, Luther gegen papistische, liberalistische und ähnliche Verleumdungen und Entstellungen in Schutz zu nehmen. Auch auf die Girsarsche und Tröltzschsche Karikataturalerei geht Böhmer ein, wenngleich längst nicht in dem Maße, wie das wohl wünschenswert wäre. Auf 170 Seiten wird das Material unter folgenden Gesichtspunkten verarbeitet: 1. Das alte Lutherbild und die Entwicklung der Lutherforschung. 2. Die Stufen der Entwicklung Luthers. 3. Der Beginn des offenen Kampfes gegen die alte Kirche. 4. Der Gelehrte und der innere Mensch. 5. Der Denker und der Prophet. Die letzten vier Seiten bieten eine „Übersicht über die Literatur“. Obwohl man nicht umhin kann, immer wieder Fragezeichen an den Rand zu setzen, so werden doch Pastoren, Lehrer und gebildete Laien diese Apologie Luthers mit Nutzen und Interesse lesen. F. B.

Der Reformator Martin Bucer. Von Pf. G. C. Schweizer. Verlag von F. F. Steinkopf, Stuttgart. 20 Pf.

Diese Schrift ist „herausgegeben von dem Komitee für das Bucer-Denkmal in Straßburg“, das zur Feier des Reformationsjubiläums 1917 errichtet werden soll. Auf 36 Seiten schildert P. Schweizer in populärer Weise das Leben Bucers und sein Wirken im Elsaß, in Hessen und in England, wobei jedoch die Unionsbestrebungen Bucers nicht ins rechte Licht gestellt werden. Bucer wurde am 11. November 1491 in Schlettstadt geboren, 1549 aus Straßburg vertrieben, weil er nicht willigen wollte in das Augsburger Interim; er starb am 1. März 1551 in Cambridge, England, wo er mit großen Ehren in der Hauptkirche beigesetzt wurde. Die „blutige“ Maria aber ließ 1556 seine Leiche samt der seines Freundes Fagius ausgraben, in Armsünderfänge legen, an Schandpfähle binden und samt ihren Schriften auf dem Marktplatz zu Cambridge öffentlich verbrennen. F. B.

Das Kreuz Christi in Weissagung und Erfüllung. Eine Auslegung von Ps. 22 und Jes. 53. Von Paul Ebert. Verlag von F. Bahn, Schwerin. M. 1.50.

Es ist dies eine Schrift, auf die wir mit Freuden unsere Leser hinweisen, denn in derselben kommt der alte Glaube von der Schrift, von Christo und der Stellvertretung zum Ausdruck ohne allerlei Konzessionen an die ungläubige Kritik. Seite 82 vermissen wir die Lehre von der allgemeinen Rechtfertigung, und S. 87 wird nicht korrekt geredet von der Befehung. Die Schrift P. Eberts eignet sich gut zur Fruchtbarmachung für die Gemeinden in Passionspredigten. F. B.

Paulus der Apostel Jesu Christi. Sein Lebenswerk und seine Briefe in wort- und sinngetreuer Verdeutschung von H. Theobald Dächsel. Verlag von C. F. Ungelenk, Dresden. M. 6; geb. M. 7.

In seiner „Vorbemerkung“ spricht sich der Verfasser über dies Werk also aus: „Erwachsen ist sie“ (die vorliegende Schrift) „aus dem Wunsche des Verfassers, für sich selbst ein volles Verständnis dieser für die theologische Wissenschaft wie die Aufgabe der Predigt gleich wichtigen Briefe zu gewinnen. Seine darauf abzielenden Studien wurden von folgenden Voraussetzungen geleitet: daß der überlieferte Text der Briefe auf das Zeugnis der sie uns überliefernden alten Kirche hin so lange für echt, zuverlässig und glaubwürdig gelten müsse, als sich nicht etwa aus dem Widerspruch ihres Inhalts mit der Geschichte und den Kulturverhältnissen des ersten christlichen Jahrhunderts zwingende Beweise für das Gegenteil ergeben sollten; ferner, daß ein Mann wie Paulus auch des Wortes mächtig genug gewesen sein werde, um seine Gedanken klar, allen verständlich und in guter Stilistik zum schriftlichen Ausdrucke bringen zu können; weiter, daß seine Briefe, weil zum Vorlesen in seinen Gemeinden, das heißt,

vor zum größten Teile sehr schlichten, einfachen Leuten, bestimmt, jedenfalls auch sehr schlicht und durchaus volkstümlich abgefaßt sein werden, um allen sofort und ohne Erklärungen verständlich sein zu können. Aus diesen Voraussetzungen ergab sich mir, daß die Briefe jedenfalls in der damaligen Volksumgangssprache, wie sie uns aus den reichhaltigen Papyrussunden wieder bekannt geworden ist, in der Koine des ersten christlichen Jahrhunderts, und aus den Zeit- und Lebensanschauungen der damaligen römisch-hellenistischen Kulturwelt geschrieben sein und allein von da aus sprachlich und inhaltlich erschlossen werden müssen, mit andern Worten, daß die von D. Adolf Deißmann eingeleitete Methode für die Erklärung der neutestamentlichen Schriften restlos und bis in ihre letzten Konsequenzen auch auf die Paulusbriefe angewendet werden muß, will man sie wirklich verstehen können." Durch die Einreihung der Briefe Pauli in die Darstellung seines Lebensganges glaubte Tächel mit Recht das Verständnis der Briefe zu fördern. Wie man aber nicht allen hier gebotenen Übersetzungen und Erklärungen zustimmen kann, so auch nicht allen vorgetragenen Lebensanschauungen. Teil II, S. 16 lesen wir z. B.: „Paulus kennt nur eine durch den Eintritt in die Kirche vermittelte und durch die Zugehörigkeit zu ihr fort und fort bedingte Verbindung des Gläubigen mit seinem erhöhten Herrn. Nur als Glied der Kirche, die den Leib Christi bildet, steht der einzelne in Beziehung zu Christo, aber nicht als Einzelindividuum auf Grund bloßer persönlicher Gläubigkeit.“ Das ist ein romanisierender Gedanke, der folgerichtig das Evangelium selbst aufhebt. Vergleiche auch I. 65 ff., wo ebenfalls von Kirche und Amt, und S. 74 f., wo vom Antichristen nicht recht gelehrt wird. Plaz finden möge hier noch folgender Abschnitt über Pauli Rechtfertigungslehre: „Das Verständnis der an sich sehr klaren und leicht faßlichen Versöhnungslehre des Paulus wird für uns leider durch die üblich gewordene Wiedergabe des von ihm vielgebrauchten Wortes *Dikaiošyne* mit dem deutschen Wort ‚Gerechtigkeit‘ erschwert. Der Sinn der griechischen Vokabel *Dikaiošyne* entspricht aber diesem deutschen Worte nicht völlig, weil wir mit diesem immer den Gedanken an eine sittliche Eigenschaft verbinden. *Dikaiošyne* kann zwar mitunter ‚Gerechtigkeit‘ heißen, wenn es von einer sittlichen Persönlichkeit gebraucht wird, muß es aber selbst dann nicht immer. Denn *Dikaiošyne* besagt im Griechischen zunächst ganz allgemein nur das *Sich-in-Richtigkeit-Befinden* von etwas, und zwar von unpersönlichen Dingen ebenso wie von sittlichen Persönlichkeiten. Der Grieche legt auch Pferden, Kindern, Münzen, Maßen, Gewichten usw. die Eigenschaft der *Dikaiošyne* bei. So spricht z. B. Clemens Alexandrinus von einem *αἴματις τῆς δικαιοσύνης*. Das bedeutet nicht ‚Elle der Gerechtigkeit‘ sondern der ‚Richtigkeit‘, nämlich die ‚Normalstelle‘, nach der alle im Handel und Verkehr benutzten Ellen staatlicherseits geeicht wurden. Und daß auch Paulus diesen Sinn mit der Wurzel *Dikaioš* verbindet, ergibt sich als zweifellos aus Röm. 5, 7, wo er von einem *Dikaioš* redet, für den noch nie jemand in den Tod gegangen sei. Dieser Satz wäre unbegreiflich, wenn er dabei an einen ‚Gerechten‘ gedacht hätte. Warum sollte einer nicht auch einmal für einen Gerechten in den Tod gehen, sondern immer nur für Ungerechte? Unmöglich hat Paulus in diesem Satze eine solch törichte Behauptung aufstellen wollen. Wohl aber ist dieser Satz sehr verständlich und den Tatsachen des Lebens entsprechend, wenn unter dem *Dikaioš* ein ‚Richtiger‘ gemeint ist, das heißt, einer, der sich im Besiz und uneingeschränkten Genuß aller seiner Gerechtsame befindet, die ihm von keiner Seite streitig gemacht werden. Für einen solchen in den Tod gehen wollen, der es doch nicht im mindesten nötig hat, das wäre in der Tat das allerüberflüssigste Unternehmen und ein Gipfel von Torheit. Nur wo es sich um ein gefährdetes Gut, um das bedrohte Gemeinwohl handelt, da kann und darf man die Freudeigkeit haben, für andere auch sein Leben in die Schanze zu schlagen. Unter *Dikaiošyne* ist also auch bei Paulus nicht in erster und alleiniger Linie an die sittliche Eigenschaft der Gerechtigkeit, weder wo er von Gottes noch wo er von der eigenen *Dikaiošyne* spricht, zu denken, sondern an einen sachlichen Zustand, an das *Sich-jemand-gegenüber-in-Richtigkeit-Befinden*, weil man keinerlei unerfüllte Verbindlichkeiten oder Forderungen ihm gegenüber mehr hat, sondern ein voller ‚Ausgleich‘ vorhanden ist. Das Wort *Dikaiošyne* in diesem Sinne bei Paulus verstanden, entspricht genau dem von der rabbinischen Schultheologie seines Zeitalters herausgearbeiteten und allen Juden wohlbekannten Terminus ‚*Rechuth*‘ und ist nur

seine genaue Wiedergabe durch das entsprechende griechische Wort. Vgl. E. v. Dobschütz' auf F. Webers „Jüdische Theologie“ (2. Aufl., S. 349) sich stützende Auslassungen hierüber in seinem Vortrage: „Die Rechtfertigung bei Paulus eine Rechtfertigung des Paulus.“ (Abgedruckt in den Theologischen Studien und Kritiken, Jhrg. 1912, Heft I, S. 40. 41): „Die Rabbinen reden nicht von Sedaga. Dieser altbiblische Ausdruck für Gerechtigkeit hat längst seinen vollen Klang eingebüßt und bedeutet eine Einzelleistung, das Almosen (*δικαιοσύνη-ἐλεημοσύνη*, Matth. 6, 1. 2). Im rabbinischen Hebräisch ist immer von Zeduth die Rede, wörtlich Reinheit, gemeint im forensischen Sinne dessen, dem keine Schuld nachgewiesen werden kann. Wessen Konto bei Gott durch Sünden nicht belastet ist, der hat Zeduth; und wessen Konto gar ein Habet von guten Werken, treuer Gesetzeserfüllung und freiwilligen frommen Leistungen in Gebeten, Almosen und Fasten aufweist, der hat Zeduth-Gerechtigkeiten im Sinne von Verdiensten bei Gott. Ein solcher Mann sichert nicht nur sich selbst die Teilnahme an dem Heil der Gottesherrschaft für die Zukunft, er trägt auch mit seinem Schatz verdienstlicher guter Werke dazu bei, den Anbruch der heißersehnten Gottesherrschaft zu beschleunigen.“ Diese jüdische Glaubensanschauung gerade ist es, was Paulus allemal so energisch bekämpfte mit seiner These, daß der Mensch auf keinen Fall mit Hilfe von Gesetzeswerken in diesen Stand der Zeduth, des Mit-Gott-in-Richtigkeit-Seins, gelangen könne, sondern daß dieses Resultat lediglich erreicht werde durch die gläubige Annahme des in Christo zustandegebrachten Ausöhnungswertes zwischen Gott und Menschen. Zwischen Gott und den Menschen hat bisher das Verhältnis eines unbefriedigten Gläubigers zu seinem zahlungsunfähigen oder -unwilligen Schuldner geherrscht, das eine feindselige Spannung zwischen beiden bedingt. Die Versuche der Menschen, durch Opfer und sonstige Werkleistungen sich von sich aus mit Gott ins reine zu bringen, waren sämtlich untaugliche Stümpereien. Jetzt ist aber durch Jesu Unterthänigkeit bis zum Kreuzestode Gottes Forderung an die Menschen vollbefriedigt, und somit ist zwischen ihnen ‚Richtigkeit‘ gemacht worden. Allerdings ist diese Richtigkeit nicht von den Menschen veranlaßt und aus ihren Mitteln bewerkstelligt worden (*idia δικαιοσύνη*), sondern von Gott aus. Es ist also eine Dikaioσύνη Gottes eingetreten, das heißt, Gott befindet sich jetzt auf Grund des von ihm durchgeführten Heilswerkes in Christo mit den Menschen in Richtigkeit und hat nichts mehr von ihnen als den Liebesverkehr verbietende (?) Schuld einzutreiben. Dem Menschen ist damit die Möglichkeit gegeben, sich auf diese Tatsache zu stellen und Gott mit dem Gefühle gegenüberzutreten, das ein Schuldner nach Befriedigung seines Gläubigers diesem gegenüber hat. Diese Tatsache unbeachtet zu lassen und auch fernerhin versuchen zu wollen, sich von sich aus durch eigene Leistungen mit Gott in Richtigkeit zu bringen, ist einmal unmöglich und andererseits eine böswillige Versündigung an der entgegengebrachten Gnade Gottes, die nur auf den gegenteiligen Erfolg rechnen darf, der gnadenlosen Zwangsvollstreckung unterworfen zu werden. Daß das alte Bundesvolk trotz der ihm angekündigten Schuldbegleichung aus des Gläubigers Mitteln infolge seiner vielhundertjährigen Gewöhnung an ein ‚Gesetz‘ auch jetzt noch eine kontraktliche Abmachung verlangt, die ihm ermöglichen soll, seine Schulden aus eigenen Werkleistungen heraus zu tilgen, ist der Grund zur zornigen Abkehr Gottes von ihm.“ (S. 51 ff.) Dähsels Schrift, die eine Fülle von originalen Beobachtungen bietet, zerfällt in zwei Teile, von welchen der erste auf 317 Seiten den „Text“ bringt und der zweite auf 240 Seiten „Anmerkungen und Literaturübersicht“.

F. B.

Persönliche Schrift- und Kirchenstudien zur Bekämpfung der modern-rationalistischen Schriftkritik. Von D. Fr. Haschagen. I. Heft. 195 Seiten. Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg. Preis: M. 3; geb. M. 4.

D. Haschagen, Geheimer Konsistorialrat und Professor der Theologie in Rostock, sagt im Vorwort seiner Schrift: „Die Vorarbeiten und Entwürfe zu den Studien, deren erstes Heft ich hier veröffentlichte, haben mich während meines ganzen Lebens, als Theolog, durch mehr als fünfzig Jahre hin, nicht nur geistig beschäftigt, sondern meine persönliche Teilnahme ernst und stark in Anspruch genommen. Anregungen und Antriebe dazu kamen mir zunächst aus den Be-

wegungen, Bedürfnissen und Kämpfen meines eigenen persönlichen Christenlebens in der Gemeinschaft mit unserer evangelisch-lutherischen Kirche. Ohne unbedingte Hingabe an die gegebene Heilige Schrift, ohne unbedingte Unterordnung unter ihre göttliche und geistliche Autorität konnte ich mein Christsein nicht festhalten; denn mein Trost in Gott wurde dann ungewiß und zerflatterte, so daß nun auch mein Friede und meine Freude in Gott erschüttert wurden und untergingen. Dieselbe große Not und derselbe schwere Notstand begegneten mir unablässig in meinem Berufe als Pastor, Universitätsprediger und Professor der praktischen Theologie. Das Wesen dieser Studien, ihre Begründung, ihre Veredlung vermag ich daher nicht anders zu bestimmen als darin: Sie sind ein Schrei aus tiefer Not!“ Zwar ist der Rechtfertigungsglaube, der selber die Heilsgewißheit des Christen ist, nämlich die vom Heiligen Geiste gewirkte göttliche Gewißheit des Herzens um die Grundwahrheit des Evangeliums, daß mir um Christi willen alle Sünden vergeben sind und ich bei Gott in Gnaden stehe, weder identisch mit der Gewißheit um die völlige Untrüglichkeit der ganzen Heiligen Schrift, noch hat sie diese zur absolut notwendigen Voraussetzung. Wohl aber hat D. Heshagen darin recht, daß die Heilsgewißheit des Glaubens so verflochten ist mit der Gewißheit um die Untrüglichkeit der Heiligen Schrift, daß niemand die letztere leugnen kann, ohne folgerichtig die erstere ins Schwanken zu bringen und umzustößen. Haben Jesus und die Bibel sich in vielen Dingen geirrt, obwohl sie Irrtumslosigkeit für sich in Anspruch nehmen, so kann man auch des Zweifels nicht mehr Herr werden, ob die Wahrheit des Evangeliums von der Gnade Gottes, die den Inhalt des rechtfertigenden Glaubens ausmacht, wirklich untrüglich und göttlich gewiß ist. Mit ihrer Leugnung der Irrtumslosigkeit der Schrift hat die moderne Theologie konsequenterweise gerade auch der christlichen Heilsgewißheit den Todesstoß versetzt. Das hat D. Heshagen erfahren. Darum bezeichnet er auch seine Studien als einen „Schrei aus tiefer Not“. Seine Waffen richtet D. Heshagen auch nicht bloß gegen die Bibelkritiker, sondern überhaupt gegen die moderne Theologie, die das Schriftprinzip zerstört und preisgegeben hat. Die berüchtigte Luellenscheidung betreffend bemerkt u. a. Heshagen S. 44: „Evangelische Theologen der Vergangenheit und Gegenwart wissen nun doch, daß 3. B. die Konkordienformel eine ganze Reihe von verschiedenen Verfassern hat. Ebenso liegt in unserer Prosaliteratur manches Werk vor, an dem, wie allgemein bekannt, mehrere Verfasser gearbeitet haben. Dazu stehen uns in unserer eigenen Sprache alle Mittel zu Gebote, um etwa durch Beachtung der Stileigentümlichkeiten des einzelnen Verfassers seine Spuren in dem Werke nachzuweisen, an dem auch andere in ihrer eigenen Weise mitarbeiteten. Wer aber wagt, sich das Vermögen beizulegen, die Konkordienformel so zu zerlegen, daß er einen Teil Jakob Andrea, einen andern Martin Chemnitz, einen dritten David Chyträus usw. beilege? Wer versucht das Nibelungenlied in entsprechender Weise zu verteilen? Den homerischen Gesängen gegenüber waren seit Friedr. Aug. Wolf manche gelehrte Philologen aus Beweegründen, die ihnen augenblicklich einleuchteten, Jahrzehnte hindurch eifrig bemüht, einen derartigen anatomischen Prozeß durchzuführen. Aber diese Unternehmungen sind mißlungen und fast ganz aufgegeben. Wie kann jemand auf dem weit schwierigeren Gebiete der Bibel, im besonderen des Alten Testaments, ein solches Verfahren meinen durchführen zu können, dessen Ergebnisse vor der nüchternen, wissenschaftlichen Prüfung anzuerkennen sein würden? Die bezüglichen Hypothesen 3. B. auf Grund der verschiedenen Gottesnamen reduzieren sich, mag noch so viel dafür geltend gemacht werden, im letzten Grunde immer wieder auf folgende Argumentation: Jemand spricht in einer Reihe von Schriftstücken von ‚Er. Königl. Hoheit‘ und gebraucht auch sonst eine dementsprechende Terminologie. In einer andern Reihe von Schriftstücken spricht er vom ‚Großherzog‘ oder vom ‚Landesherrn‘ oder von ‚Serenußimus‘ oder von ‚Friedrich Franz IV.‘, und zwar jedesmal unter Verwendung 3. B. von Eigenschaftswörtern, die der gebrauchten Personbezeichnung irgendwie angemessen zu sein scheinen. Kann nun aus der Verschiedenheit der Personbezeichnungen, der Verschiedenheit der Adjektiva usw. mit Recht geschlossen werden, daß nicht ein Verfasser, sondern mehrere Verfasser diese Schriften aufzeichneten? Credat Judaeus Apella!“ Selbst an dem Synodalkatechismus unserer Synode, der ebenfalls das Produkt vieler Faktoren ist, würden die Kritiker vergeblich ihre Zähne zerbrechen, obgleich er noch keine fünfundzwanzig Jahre alt ist. Jedenfalls sollten die höheren

Kritiker ihre Kunst erst an solchen und ähnlichen kontrollierbaren Versuchsobjekten beweisen, ehe sie sich an die Heilige Schrift machen. Ausgezeichnet sind die Ausführungen Hachagens über die Stellung Jesu zur Schrift des Alten Testaments, die auch für uns verbindlich sei. Von den Forschern, die die tierische Abstammung des Menschen lehren, schreibt Hachagen S. 75: „Im ganzen genommen, geben jene Forscher zwischendurch notgedrungen stets von neuem selber zu, daß ihre Beweisgründe nur partieller Natur und Tragweite sind und überhaupt bedingten Charakter haben; aber ebensooft vergessen sie dies wieder und vermögen, ihren hingebungsvollen Lesern dasselbe Vergessen zu suggerieren. Sie fühlen ebensovienig, wie ihre vertrauensvollen Leser es fühlen, daß sie Isoliertes als allgemein geltend, Unsicheres als fest, Vieldeutiges als eindeutig, Abnormes als Maßstab für Normales ansehen und eine ganz neue Anschauung vom Wesen des Menschen auf einer Nadelspitze aufbauen. Einst errichtete man kolossale Pyramiden auf entsprechend breiter Basis, deren Seitenflächen sich allmählich bis zur erhabenen Spitze verjüngten. Jetzt dreht man in jenen naturwissenschaftlichen Systemen die Sache um. Die Spitze liegt nun unten. Auf dieser Grundlage reckt sich dieser neue Pyramidenbau breit und frech gen Himmel, um den lebendigen Gott zu entthronen, der den Menschen nach seinem Ebenbilde erschuf. Nichts anderes wird man damit erreichen als das Entthronen der Menschen, die solchem Wahn sich ergeben; und mit dem Vertieren des Menschen legt man zugleich den Grund, aus welchem der Untergang aller sittlichen und geistigen Kultur folgen muß und folgen wird.“ Den Abschnitt über die schweren Schädigungen durch die moderne Theologie leitet Hachagen S. 115 also ein: „Wir verdanken der modernen positiven Schriftforschung, besonders aus der Schule v. Hofmanns und aus dem weiteren, unter seinem Einfluß stehenden Kreise, so viel und so Großes, daß wir, soweit es auf uns selber ankommt, am liebsten über die Schäden dieser Schriftforschung schwiegen. Als Theod. Kliefoth einst seine gründliche und umfassende Kritik des v. Hofmannschen ‚Schriftbeweises‘ beendete, die im wesentlichen damals unwiderlegt blieb und bis jetzt unwiderlegt geblieben ist, schließt er mit dem Wunsche, sein Gott möge ihm barmherzig sein und ihn nimmer mehr eine Streitschrift schreiben lassen. Diesen Wunsch glauben wir zu verstehen und hegen ihn im Herzen auch an unserm geringen Teil. Aber Kliefoth sah damals, was viele nicht sahen, daß die v. Hofmannschen Prinzipien und Methoden, indem sie behaupteten, der kirchlichen Theologie zu dienen und ihr konform zu verfahren, ohne dies in Wirklichkeit zu tun, eine Unklarheit, eine Unwahrheit in sich bergen, welche die Geister, besonders der jüngeren Generation, unheilbar verwirre und der lutherischen Theologie und Kirche in unserm Volke schweren Schaden zufüge, ja den Untergang drohe. Die beiden Menschenalter, die seitdem vergingen, bringen meines Erachtens zu viele schlagende und niederschlagende Beweise, daß Kliefoth richtig urteilte! Diese Tatsachen nötigen zum Sprechen, und das um so nachdrücklicher, wenn man in sich selber unter den Schäden und Wunden gelitten hat und leidet, die eben auch durch jene Schriftforschung veranlaßt werden.“ Die sechs Kapitel der Schrift Hachagens tragen folgende Überschriften: „1. Die modern-rationalistische Kritik wider die Heilige Schrift trübt und verschüttet den Quellenquell des Christen im Worte Gottes. 2. Der Intellektualismus gegenüber der Heiligen Schrift. 3. Die autoritätvolle, den Christen und die Kirche bindende Stellung des Herrn zu der ihm vorliegenden Heiligen Schrift. 4. Die persönlichen Ursachen der prinzipiell negativen Schriftkritik. 5. Die schweren Schädigungen, welche aus der schwankenden Stellung mancher modern-positiven Theologen zur Heiligen Schrift sich ergeben. 6. Das Reden Gottes nach langem Schweigen.“ Wer die modernen Bibelfritiker bewundert als große Geister, vorurteilsfreie Forscher, genaue Beobachter, scharfsinnige Beurteiler, gewissenhafte Darsteller und überhaupt als kompetente Richter, der lese diese Schrift. Sie wird seinen Respekt vor diesen Priestern der modernen Götting „Wissenschaft“ nicht vermehren!

J. B.

Savonarola im Streite mit seinem Orden und seinem Kloster. Von Dr. J. Schnitzer. J. F. Lehmanns Verlag, München. M. 3.

Die sechs Kapitel dieser Schrift sind betitelt: 1. Die Stiftung des heiligen Dominikus und ihr Verfall. 2. Die Reform. 3. Die parallele Entwicklung im

Franziskanerorden. 4. Die Observanz und S. Marco in Florenz. 5. Savonarola und die Observanz. 6. Savonarola im Streite mit seinem Orden und mit seinem Kloster. — Dr. Schnizer sucht hier nachzuweisen, daß Savonarola ein Opfer des damaligen „Armutsstreites“ wurde. Zwar wolle sein schmählicher Untergang am 23. Mai 1498 am Galgen und auf dem Scheiterhaufen nicht ausschließlich zurückgeführt sein auf den Streit mit seinem Orden, wohl aber habe dieser wesentlichen Anteil an seinem Tode. Die Dominikaner und Franziskaner hatten als Bettelorden das Gelübde übernommen, jedem gemeinsamen sowohl wie privaten Besitz zu entsagen, um so Christo ähnlich und vollkommen zu werden. Diese Gelübde wurden aber bald in beiden Orden mit Zustimmung der Päpste zum bloßen Heuchelschein. Von den Dominikanern lesen wir hier: „Mit Grauen blickte Leonhard Dati auf die Vermüthungen, welche die Ungunst der Zeiten im Orden angerichtet hatte. Der Gehorjam, klagte er auf dem Generalkapitel zu Metz (1421), hat sich in Unbormäßigkeit, die Armut in das Laster des Besitzes verkehrt, die Keuschheit wird vielfach verlegt, das Fasten hat schwelgerischen Gelagen Platz gemacht, schlechtes Beispiel, ärgerlicher Wandel, freches Benehmen, Unkenntnis der Heiligen Schrift, Ehrgeiz und Stellenjägerci haben überall um sich gegriffen. Und diese bitteren Klagen waren keineswegs übertrieben. Sahen sich doch die Ordenskapitel immer und immer wieder genötigt, das strenge Verbot einzuschränken, verdächtige Frauenspersonen bei Tag oder Nacht in die Zellen der Brüder einzulassen, Handel zu treiben und sich mit Wucher und unerlaubten Verträgen zu befassen, bei Weltleuten zu übernachten und Weltleute oder lasterhafte Ordenspersonen im Kloster übernachten zu lassen, Frauenspersonen zu Dienstleistungen ins Kloster aufzunehmen, Klostervergehen mit Geldstrafen zu ahnden oder Ordensämter um Geld zu verleihen. Selbst vor gemeinen Verbrechen, geschlechtlichen Erzeßen, Diebstählen, schweren Körperverletzungen, ja Mord und Todschlag schreckten einzelne Brüder nicht zurück — von geringeren Regelverletzungen, wie Bruch des Stillschweigens und des Fasten- und Abstinenzgebots, Vernachlässigung des Chorgebets und des gemeinsamen Tisches und Einnahme der Mahlzeiten auf der Zelle, ganz zu geschweigen.“ (S. 15 f.) Über die Franziskaner schreibt Schnizer: „So wenig wie die Söhne des heiligen Dominikus vermochten sich die des heiligen Franz auf der Höhe der Begeisterung und der Entfagung zu halten, die ihr geistiger Vater erkommen hatte. Daß vollste Entäußerung jedes irdischen Besitzes die Quintessenz alles minoritischen Lebens sei, war vom Stifter so klar und entschieden verkündet worden, daß ein Zweifel und eine Ausrede nicht möglich schien. Mit Hilfe römischer „Erklärungen“, wie sie von Gregor IX. (*Quo elongati*, 1230), Innozenz IV. (*Ordinem vestrum*, 1245) und Nikolaus III. (*Exiit qui seminat*, 1279) erlassen wurden, gelang es gleichwohl, selbst den feierlichsten Willen des Patriarchen zu umgehen. Konnte man irdisches Gut schon nicht besitzen, so konnte man es doch genießen: man flammerte sich also an die vom Heiligen Stuhle gebilligte Fiktion, daß die Klöster und liegenden Güter des Ordens zwar nicht diesem, sondern dem Papste, bzw. dem Geber zu eigen seien, daß auch die Schenkungen und Zuwendungen an Geld und Geldeswerth, die den Brüdern zuströmen, nicht deren Eigentum bildeten, sondern in den Besitz eines vom Kloster bestellten Vertrauensmannes (*vir fidelis, syndicus*) übergingen, der sie im Sinne der Brüder zu verwalten und zu veräußern hatte, daß sich aber die Brüder der Erträge jener Güter sowie der von ihrem Vertrauens- oder vielmehr Strohmann verwalteten Gelder unbedenklich zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse bedienen dürften. Mit Hilfe dieser genialen Unterscheidung zwischen Besitz und Nutznießung, auf welche Franz in seiner heiligen Einfalt freilich noch nicht verfallen war, gelang es den Minderbrüdern, den Schein der ihnen von der Regel vorgeschriebenen Armut notdürftig zu wahren, während sie es im frohen Genuße ihrer fetten Einkünfte getrost mit den reichsten Abteien aufnehmen konnten. Auch äußerlich war ihnen von ihrer vielgepriesenen „Armut“ bald wenig mehr anzumerken, und auch sie ließen jene prächtigen Klöster und Klosterkirchen erstehen, die die Bauwerke der alten Orden bald weit in den Schatten stellten.“ (S. 24 f.) Den vergeblichen Versuchen, die Armutsobservanz wieder einzuführen, erlag nach Schnizer auch Savonarola, der den Florentinern z. B. predigte: „Unsere Väter hatten Kelche von Holz; aber damals waren die hölzernen Kelche in den Händen goldener Priester, während heutzutage die goldenen Kelche in Händen hölzerner Priester sind.“ (S. 43.)

Amerikanische Amtstätigkeit eines lutherischen Pfarrers. Vierzig Jahre im Dienste des Herrn von S. Pöppen. Mit zehn Abbildungen. Verlag von Richard Mühlmann, Halle. M. 3; geb. M. 4.

Der Verfasser ist Pastor der iowaschen St. Jakobigemeinde in Toledo. Er schildert zuerst seine Jugendzeit in Norden an der Nordsee und erzählt dann von seiner Arbeit als Pastor zuerst in Ontario, dann an der ohioschen Gemeinde in Heßville, O., und zuletzt in Toledo, wobei aber theologische Fragen nirgends gestreift werden. Außerdem bietet das Buch Briefe über zwei Deutschlandreisen (1898 und 1908) sowie auch ein interessantes Kapitel mit der Überschrift „Allerlei Erfahrungen“. Auch Leser aus unsern Kreisen wird es interessieren, wenn P. Pöppen schreibt (S. 45 f.): „Ich muß aufrichtig bekennen: ich hatte ein starkes Vorurteil gegen Amerika und die kirchlichen Verhältnisse dasselbst. Was ich über die Vereinigten Staaten gelesen, hatte mein Herz nur mit Mißtrauen und Widerwillen erfüllt. Ich meinte, es sei ein gewagtes Spiel, die Brücke hinter sich abzubauen und das Gewisse gegen das Ungewisse einzutauschen. Ich sah die Auswanderung der großen Menge aus den deutschen Gauen als ein Lotteriespiel, als ein vermessenes Unternehmen an. Der armen Heiden sowie der bedrängten und unberorgten Glaubensbrüder in der Diaspora gedachte ich oft in meiner Fürbitte und unterstützte auch, wenngleich meine Mittel gering waren, das Werk der Inneren und Äußeren Mission. Zu dem Zwecke hatte ich in meiner Stube eine Sammelbüchse aufgestellt, in welcher ich die Gaben für diesen Zweck sammelte und aufbewahrte. Eines Tages bemerkte ich, daß die Büchse beinahe bis zum Rand gefüllt war. Es waren freilich nur Pfennige, aber ich dachte doch darüber nach, wie ich meine kleinen Ersparnisse wohl am besten für das Reich Gottes verwenden könnte. Um diese Zeit machte der selige P. Brunn aus Steeden in Nassau seine Rundreise durch Deutschland im Interesse der Missionsynode hierelbst. Wo sich ihm nur Gelegenheit darbot, betrat er die Kanzel und legte den Zuhörern die geistliche Not ihrer Glaubensbrüder in Amerika ans Herz. Unschreibbar und fast verlegen trat er auf, und so war auch seine ganze Erscheinung in Kleidung und im Benehmen. Die Sprache fiel ihm im Anfang sehr schwer, da durch einen Schlaganfall seine Stimme gelitten; aber ihm wuchsen die Flügel auf der Kanzel! In edler Begeisterung, mit Kraft und Feuer sowie mit Schmerz und Wehmut schilderte er durch Beispiele aus dem Leben und in lebendigen Zügen die Not der bedrängten Glaubensgenossen. Zum Schluß seiner Predigt bat er dann um Gaben, ermahnte zur Fürbitte und forderte insbesondere die jungen ledigen Männer sowie die Jünglinge zum Eintritt in den Missionsdienst auf. Er selbst leitete eine Missionsanstalt in Steeden, wo er junge Leute für den Pfarrdienst in Amerika vorbereitete. Dieser treue Zeuge kam auch in unsere Stadt. Auch hier wurde ihm die Kanzel eingeräumt. Der Gottesdienst war stark besucht. Ich saß nahe der Kanzel. Den Inhalt der Büchse trug ich bei mir. Auf dem Wege zur Kirche hatte ich mir den Plan zurechtgelegt, je nach der Erbauung und Begeisterung, die ich von der Predigt erhalten würde, einen Teil, mehr oder weniger, davon zu opfern. P. Brunn predigte in seiner gewohnten Weise, in Beweisung des Heiligen Geistes und in der Kraft Gottes. Sein Text war Apost. 16, 9, sein Thema: Der Rotschrei der Glaubensbrüder in Amerika: „Komm hernieder und hilf uns!“ Die Predigt zündete. Der Herr tat vielen, wie einst der Lydia, das Herz auf. Tränen wurden geweint, die Lippen bewegten sich zum Gebet, und die Gaben flossen reichlich. Die Predigt nahm auch mich hin, nahm mich gefangen. Ich opferte den ganzen Inhalt der Büchse für diese Angelegenheit des Reiches Gottes. . . . So wurde P. B. das gesegnete Werkzeug in Gottes Hand, daß ich über den Ozean fuhr, um den unberorgten Glaubensbrüdern hier das süße Evangelium, das Wort von der Versöhnung, zu predigen.“ F. B.

Funfundzwanzig volkstümliche Predigten über die ganze Augsburger Konfession. Von Lic. theol. B. G. Richard Wolf. Preis: M. 3.50; geb. M. 4.30.

Im Vorwort schreibt der Verfasser zugleich mit Hinweis auf das immer näher rückende vierhundertjährige Jubelfest der Reformation: „War der 31. Oktober 1517, der Tag von Wittenberg, gewissermaßen der Geburtstag der Reformation, so ist der 25. Juni 1530, der Tag von Augsburg, ihr Konfirmationstag

gewesen, denn sie hat da ein gutes Bekenntnis bekannt vor vielen Zeugen (1 Tim. 6, 12). Es ist nun eine beklagenswerte Tatsache, daß unser evangelisches Christenvolk dies sein Hauptbekenntnis so wenig kennt und noch weniger in seinen reinen, abgeklärten, evangelischen Grundgedanken lebt. Da wollen die nachfolgenden, in den Jahren 1907, 1908 und 1909 vor einer großen industriellen Gemeinde zu Chemnitz gehaltenen Predigten dieses Kronjuwel unserer Kirche unserem Volke in schlichtem Gewande, in der Sprache und im Geiste der heutigen Zeit näherbringen, auch evangelischen Predigern und Lehrern, welche die Augustana noch mehr als bisher in der Predigt und im Religionsunterricht verwerten möchten, eine bescheidene Handreichung tun. Auf diese Weise wollen sie zugleich die Herzen auf das große Reformationsjubiläum zureiten und zu dem freudigen Dankbekenntnisse erwecken: „Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich“ (Ps. 126, 3).“ Der Verfasser hat aber, statt überall nur darauf bedacht zu sein, die Lehren der Augustana klar und scharf herauszustellen, eigene moderne Gedanken mit eingemischt, z. B. gleich in der ersten Predigt, wo er redet von „den naturwissenschaftlichen und geographischen Mängeln“ der Bibel und „dem unvollkommenen Weltbilde jener Zeit, das den Propheten und Aposteln vor-schwebte“, da doch die Augustana die Wahrheit zu ihrer Voraussetzung hat, daß die ganze Heilige Schrift in allen ihren Aussagen das untrügliche Wort Gottes ist.

F. B.

„Ist das Dogma von dem stellvertretenden Sühnopfer Christi noch haltbar?“ Für denkende, moderne Menschen bearbeitet durch Ludwig von Berdtell. Verlag von Bruno Becker, Eilenburg. Preis: M. 1.

Der Verfasser lehrt in dieser Broschüre (116 Seiten) zwar ein „stellvertretendes Sühnopfer“ Christi, leugnet aber die Übertragung unserer Schuld auf den schuldlosen Jesus, das stellvertretende Straß leiden Jesu zur Befriedigung der göttlichen Straferechtigkeit, die eigentliche Bezahlung unserer Schuld durch das Opfer Jesu, die Umstimmung des unserer Sünde wegen uns zürnenden Gottes in einen gnädigen Vater sowie auch, daß vermöge des Gehorsams Christi unser eigener Gehesagehorsam zur Seligkeit nicht nötig sei. Nach seiner eigenen Aussage folgt Berdtell in seinen Anschauungen über das Sühnleiden Christi dem amerikanischen Erweckungsprebiger Finney.

F. B.

Zu Füßen des Meisters. Kurze Betrachtungen für vielbeschäftigte Priester von Anton Huonder, S. J. Herdersche Verlags-handlung, Freiburg. M. 2.80.

Die beiden Grundgedanken dieser Schrift sind: 1. Was Christus seinen Jüngern war, das ist jetzt der Priester den Laien. 2. Die Seligkeit ist kein freies Gnadengeschenk um Christi willen, sondern der Lohn unserer eigenen Verdienste vor Gott. Der erste Gedanke kommt u. a. also zum Ausdruck: „Der Priester ist der fortlebende Christus, ein alter Christus.“ Christus ist „selber persönlich nicht mehr da“. Bei uns ist er nur noch „unsichtbar im Tabernakel“ und „sichtbar“ in den „Bischöfen und Priestern“. Jeder Zug des Lebens Christi wiederhole sich in getreuester Wiedergabe stetig und überall im katholischen Priestertum. (S. 1 ff.) Dieser Priestervergötterung stellen wir das Wort Christi entgegen: „Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder“ (Matth. 23, 8) und das Wort Petri vom Priestertum aller Christen, 1 Petr. 2, 9. 10. Der zweite Gedanke kommt u. a. also zum Ausdruck: „Die gratiae gratis datae“ (Amt und Vorrecht der Priester) „haben ihre bedeutame Rolle im Leben der streitenden Kirche, aber drüben sind diese Rollen ausgespielt, da gelten nur die gratiae acquisitae, der innere Wert, das Verdienst vor Gott.“ (S. 231.) Dieser römischen Lehre, daß sich jeder durch seine eigenen Verdienste die Seligkeit erwerben müsse nach Anleitung des Priesters, setzen wir das Wort Pauli entgegen, Eph. 2, 8. 9: „Denn aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben; und das selbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme.“ Der Verfasser hat das Wesen des Christentums als Religion der freien Gnade um Christi willen nicht erkannt. Christus ist ihm, im Grunde genommen, nicht der Heiland, der uns Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit erworben hat und im Wort und Sakrament reich-

lich und täglich, frei und umsonst schenkt, sondern bloß der „Meister“, der uns sagt, wie wir durch eigenes Verdienst selber uns die Seligkeit erwerben können. Das Evangelium von Christo ist also kuonder noch ein verschlossenes Buch. Es ist darum auch kein Wunder, daß er für das Wesen der Kirche und ihres Amtes kein Verständniß hat. F. B.

C. Ludwig Augelsenks Verlag, Leipzig, hat uns zugehen lassen:

1. „Friede über Israel!“ Vierteljährlich herausgegeben von P. v. Harling im Auftrage des Ev.-Luth. Zentralvereins für Mission unter Israel. Jahrg. X.

2. „Saath auf Hoffnung.“ Zeitschrift für die Mission der Kirche an Israel, begründet von Franz Delitzsch. Im Auftrage des Ev.-Luth. Zentralvereins für Mission unter Israel und in Verbindung mit Geh. Kirchenrat Prof. D. Kittel und Lic. theol. P. Krüger vierteljährlich herausgegeben von P. Otto von Harling, Missionssekretär. 50. Jahrg. M. 2. — Die erstere dieser Zeitschriften ist populär gehalten, die zweite gelehrt. Aus dem Inhalt der letzteren teilen wir folgende Titel mit: Franz Delitzsch. Ein Lebensbild nach Zeugnissen von ihm und über ihn. Judentum und Christentum in der neuesten jüdischen Literatur. Institutum Delitzschianum. Unsere Delitzschfeier. Die jüdischen Kolonien in Palästina. Die Gedankenwelt des Reformjudentums. Die Prophetensprüche und Zitate in religiösen Dramen des deutschen Mittelalters. Franz Delitzsch' Handexemplar des Alten Testaments. Eine interessante Episode vom letzten Zionistenkongreß. — Der Grundgedanke, der sich durch beide Zeitschriften zieht, ist der christliche Glaube an eine künftige allgemeine Judenbetehrung. F. B.

Bantinkhoff und Ruprecht, Göttingen, hat uns zugesandt:

1. „Liturgische Andacht zu Beginn der Passionszeit.“

2. „Liturgische Andacht auf Gründonnerstag.“

3. „Liturgische Andacht zur Konfirmation.“ (Preis: Je 12 Pf.) — Mit einigen Veränderungen könnten diese Andachten auch in unsern Gemeinden verwertet werden. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

D. Remensnyder, Präsident der Generalsynode, wurde vor einiger Zeit von den Herausgebern des *Churchman* (Broad Church-Organ der Episkopalen) aufgefordert, die Stellung der Lutheraner zur Kirchenvereinigungsfrage darzulegen. Sein Artikel, betitelt: „The Lutherans and Church Unity“, erschien zu Anfang dieses Jahres in genanntem Blatt. Derselbe betont, daß allerdings die Lutheraner das Hauptgewicht auf die Lehre legen; „considering the faith“, im Gegensatz zu den Adiaphora, „as essential to the self-preservation of Christianity, and the all-important source of its vital spiritual power, agreement in it is insisted upon as paramount“. Auch sei wohl die Augsburgische Konfession, wie von reformierter Seite zugestanden, „the oldest and most generic and catholic of the confessions“ und deshalb „the most acceptable to all parties“. Allerdings, kirchliche Vereinigung sei nicht möglich ohne gegenseitige Zugeständnisse, und keine Kirche habe das Recht zu erwarten, daß ihr alle Zugeständnisse gemacht werden. Da entstände aber die Frage: „Dare the faith be compromised for the sake of union?“ Hierauf antwortet Remensnyder: „The answer is, No; but with these limitations: It is only the most generic faith, that which has been universally received and confessed in all ages, and that without which the heart and core of Christianity would be lost, which

must be insisted upon. Secondly, all parties must show the grace of humility and charity. We must remember that the intelligence and faith and experience of our Christian brethren count for as much as our own. And if thus putting away narrowness and lack of charity, we come together as Christian brethren with study, faith, prayer, and the spirit of sacrifice, devoutly mourning this unhappy schism of the Body of Christ, who can say that the Holy Ghost may not work a modern miracle in gathering together these severed members into one holy, Catholic, and Apostolic Church!" Allerdings, ein Mirakel wäre es, wenn nach einer Vereinigung der Kirchen, nach diesem Vorschlag durchgeführt, noch eine "holy, Apostolic Church" auf Erden zu finden wäre. Nur die "most generic faith", also die Hauptartikel, aus denen die andern nur abgeleitet werden (1), müssen stehen bleiben. Wie stimmt das mit dem Auftrag: „Lebret sie halten alle's, was ich euch befohlen habe"? Und ein solches Preisgeben der Wahrheit bemäntelt Remensnyder mit dem Ausdruck "spirit of sacrifice", "the grace of humility and charity". Leider spricht er sich nicht darüber aus, welche Artikel des lutherischen Bekenntnisses fallen dürfen unbeschadet des generischen Glaubens. Da muß man noch Achtung haben vor dem Baptisten, der in einer folgenden Nummer des *Churchman* am Schluß eines Artikels über dieselbe Sache kurz und bündig erklärte, die Baptisten stellten folgende Lehrsätze als Bedingungen für kirchliche Vereinigung auf: Die Bibel die Regel der Wahrheit. Die Lokalkirche, bestehend aus den getauften Gliedern. Nur Erwachsene seien zu taufen. Nur das Untertauchen sei rechte Taufe. Nur Getaufte sollen am Abendmahl teilnehmen. Das ist ein Gemisch von Wahrheit und Irrlehre, aber der Mann redet doch nicht allgemein von „generischen“ Lehren, sondern sagt rundweg: "Baptists do not see their way to any compromise, evasion, or surrender of these their cherished tenets. They cannot enter into any union or cooperation which, in their judgment, would involve such a surrender. But they do earnestly and sincerely propose the first of these five principles as the basis of unity for all Christians." Ähnlich sprach sich auch letztes Jahr im *United Presbyterian* ein Presbyterianer aus. Die United Presbyterian Church sei nimmermehr bereit, ihre distinktiven Lehren preiszugeben, um Vereinigung mit andern Kirchen einzugehen. Was die Kirche vor allem zu tun habe, sei, "to take a firmer grip on all truth, the 'lesser truth,' as our brother puts it, as well as the greater, for all truth is truth. The 'problems of the world' will never be met by compromises of creedal truth founded on the Word of God. The Church cannot progress by abandoning one class of truth in favor of another class of truth which seems to be of more importance. All truth is important — no truth is unimportant." Gerade eine solche Klassifizierung der christlichen Lehren, als entbehrliche und unentbehrliche, beantragt D. Remensnyder aber in seinem Artikel. Jedenfalls hat er kein Recht, diese Stellung sowie die Ansicht, nur „das Herz und der Kern des Glaubens“ dürfe nicht preisgegeben werden, als Stellung der lutherischen Kirche vorzutragen. G.

Als der *Lutheran Observer*, der die radikale Richtung innerhalb der Generalsynode vertritt, leßthin auf die Kirchenvereinigungsache zu sprechen kam, machte er eine Distinktion, die ebenso bedenklich ist wie D. Remensnyders Unterscheidung zwischen den "most generic" Glaubensartikeln und solchen, die man preisgeben darf. Der *Observer* unterscheidet folgendermaßen zwi-

schen den Lehren des Evangeliums und der systematischen Theologie: letztere sei Menschenwerk, "constructed out of the data of the Bible, always under the thought-forms and in the terminology of some philosophy", ein Versuch "to intellectualize religion", bei dem zu oft das Evangelium als eine Serie von Propositionen behandelt werde, "to be accepted by the intellect rather than the simple, saving truth of God that is to be not only apprehended by the mind, but received into the heart and will, and made regulative in the daily life". Daß Leute in ihrer Theologie nicht miteinander stimmen, erkläre sich aus einer "difference of intellectual operation", nicht aber aus einer "difference in vital religion". (*Luth. Obs.* vom 24. Okt. 1913.) Das ist genau die Distinktion, die dem Indifferentismus in den reformierten Kirchen zugrunde liegt. Man fingiert da einen Gegensatz, als ob zwischen der Annahme theologischer Lehrensätze und der Annahme des Evangeliums ein Widerspruch bestände, und stellt die Sache so dar, als ob es sich bei den Vereinigungsbestrebungen darum handle, festzustellen, was Glaube und was nur theologische Fixierung des Glaubens sei. Die Basis der Vereinigung, heißt es da weiter, müsse sein eine "common participation in the life of Christ" oder, wie es der *Presbyterian Advance* ausdrückt: "Our hope of unity must be based not upon a unity of the head, of intellectual belief, but of the heart and will. To believe on Jesus Christ is not to believe this or that or the other thing about Him, but to entrust one's self to Him that we may have life." Diesem Ausspruch des *Presbyterian Advance* stimmt der *Observer* zu und meint schließlich, das beste sei, man lasse jeder Kirche ihr Bekenntnis und fördere sich zu gemeinschaftlicher kirchlicher Arbeit. Der Standpunkt des *Observer* ist also ziemlich derjenige des Kongregationalisten Washington Gladden, der kürzlich in dem (kongregationalistischen) *Advance* ausführlich darlegte: "to receive Christ" bedinge gar nicht die Annahme eines theologischen „Systems“, am allerwenigsten aber die Annahme einer "elaborate metaphysical theory of His person"; man solle nur den Charakter Jesu, seinen Lebenslauf als "abiding influence" in sein eigenes Leben aufnehmen und so "be good men and women". Hier wie dort derselbe fingierte Gegensatz zwischen Erkenntnis und Herzenshingabe, als ob eins das andere ausschloße, und als ob man gar wohl die Lehre der Schrift von der Person Jesu leugnen dürfe und dabei doch Christum annehmen. Oder wie es Bischof Johnson von Missouri im (episkopalischen) *Churchman* vom 21. Februar ausdrückte: sowenig (!) wie Johannes der Täufer ein Dogma in bezug auf die Person Christi angenommen habe, sondern die Persönlichkeit Jesu, und wie die Märtyrer der ersten Christenheit nicht für ein System, sondern für eine Person gestorben seien, so wenig fordere jetzt von dem Christen ein code, ein System, die Zustimmung des Herzens. Also wiederum ein Gegensatz zwischen Annahme der Glaubenslehre und dem Herzensglauben, als ob es gälte, zwischen den zweien zu wählen, als ob der Mensch sich entweder für ein dogmatisches System oder für die persönliche Stellung zu Jesu entscheiden müsse. Besonders unheimlich tritt diese Verkerrung des Sachverhalts hervor, wenn auch von Paulus gesagt wird, er habe keinen Pfifferling um ein System gegeben, sondern die Liebe Christi habe ihn gedrungen. Leute, die so schreiben dürfen, kennen weder Paulus noch unsere Dogmatiker und werden ihre liebe Not haben zu erklären, wie derselbe Augustinus, der die Schrift über die Dreieinigkeit schrieb, auch die „Konfessionen“ schrei-

ben, derselbe Luther, der die Schrift vom freien Willen verfaßte, auch das „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ dichten konnte. Allerdings ist uns gerade am *Lutheran Observer* diese Stellung zur Lehre und zum Bekenntnis nicht neu. Schon vor zehn Jahren hat er ja argumentiert, je mehr Lehrsätze man aufstelle, desto schwieriger sei es, kirchliche Einigkeit zustande zu bringen; und je weniger, desto leichter. (Siehe L. u. W. 1904, S. 469.) Seitdem hat er offenbar nach links Fortschritte gemacht. G.

Ihre Stellung zu dem norwegischen Vereinigungsprojekt hat die Gemeinde in Parkland, Wash., in einem ausführlichen Beschluß kundgegeben. Der Beschluß beklagt erstens, daß die Synode sich über die Differenz in der Auffassung des „Dvgjör“ von seiten der Synode und der Forenede Kirche einfach hinweggesetzt habe; sodann daß man nicht erst die in dem Synodalbeschluß als „möglicherweise bestehend“ anerkannten „Mißverständnisse und Mißtrauen“ zu beseitigen versucht habe, ehe man Ranzelgemeinschaft und gemeinsames kirchliches Arbeiten empfiehlt; vor allem auch, daß man den Satz aufgestellt habe, die Synode brauche sich nicht daran zu kehren, was einzelne Personen in den andern Synoden lehrten, es sei denn, daß die betreffende Synode als solche sich dazu bekannt hätte, da ein solches Prinzip das Anteilhaben an den Sünden anderer ignoriert; und schließlich, daß man eine Gewissenssache durch Stimmenmehrheit durchzuzwängen versucht. — Andere Gemeinden der Norwegischen Synode haben dem Majoritätsbericht zugestimmt mit der Bedingung, daß erst klar werde, ob auch beide Synoden unter den Lehrsätzen des „Dvgjör“ sich dasselbe vorstellen. Die meisten Gemeinden haben jedoch ohne irgendwelchen Vorbehalt für Vereinigung gestimmt. Genaue Angaben über die Abstimmung fehlen noch. G.

Die Präsidcs der zwei dänisch-lutherischen Synoden hierzulande haben sich auf einen Plan geeinigt, der den Kollisionen auf dem Felde der Inneren Mission steuern soll. Man will in Zukunft keine Mission anfangen in Ortschaften, deren dänische Bevölkerung vorwiegend einem der Synodalkörper angehört; wo jedoch in von einer dieser Synoden besetzten Gebieten mindestens fünfzehn Familien darauf bestehen, von der andern Synode bedient zu werden, solle dem Wunsche Folge geleistet werden, nachdem die Präsidcs beider Körper zu Räte gezogen worden sind. Die diesjährigen Versammlungen sowohl der Dänischen Kirche wie der Vereinigten Dänischen Kirche sollen über Annahme dieses Planes beraten. G.

Durch ihre Kirchbaukassen stehen den reformierten Sekten unsers Landes große Summen für die Missionsarbeit zu Gebote. Die Presbyterianer fingen im Jahre 1844 an, einen Kirchbaufonds zu sammeln. Derselbe hat jetzt die Höhe von mehr als fünf Millionen Dollars erreicht. Allein im vergangenen Jahre erhielten 261 Gemeinden Unterstützung im Betrage von \$233,613. Die Kongregationalisten haben einen Fonds von beinahe sechs Millionen. Seit 1853 haben sie viertausend Kirchen und tausend Pfarrhäuser damit bauen helfen. Die Episkopalen haben seit 1880 einen Fonds von etwa einer halben Million gesammelt. G.

über Begräbnisreform hat eine reformierte Pastoralkonferenz in Pennsylvania einen Beschluß gefaßt, der von mehr als lokalem Interesse ist. Diese Konferenz empfiehlt, daß Begräbnisse, wo irgend möglich, während der Woche und nicht am Sonntag stattfinden; sodann, daß das Halten von

Leichenreden abgeschafft werde; drittens, daß keine Loge bei Begräbnissen mitwirke; viertens, daß die unsinnige Verschwendung, die mit Blumenstücken getrieben wird, aufhöre; fünftens, daß überhaupt in den mit Begräbnissen verbundenen Kosten Maß gehalten werde; sechstens, daß man nicht vom Pastor erwarte, daß er für Sängern bei Begräbnissen sorge; siebtens, daß der Sarg während der Leichenfeierlichkeiten nicht geöffnet werde, um „noch einen Blick auf den Toten zu werfen“; achtern, daß man den Pastor bei den Vorbereitungen zur Leichenfeier zu Rate ziehe. Zum Teil sind diese Vorschläge durch die besonderen Verhältnisse in den amerikanischen-reformierten Kirchen bedingt. So die Bezugnahme auf das Besorgen von Sängern. So das Verurteilen der Begräbnisansprachen überhaupt. Man schüttet da einmal wieder das Kind mit dem Bade aus. Erfreulich ist die Stellung, die den Logen gegenüber eingenommen wird, obwohl die presbyterianische Zeitschrift, in der diese Empfehlungen veröffentlicht wurden, den charakterlosen Standpunkt vertritt, „das müsse den Unverwandten anheimgestellt bleiben“. Daß man in reformierten Kreisen wirklich im Ernst auf das Abtun dieses Unfugs dringen und der Loge jede Mitwirkung an christlichen Begräbnissen untersagen wird, ist nicht zu erwarten. Mit Recht werden noch andere Übelstände, die bei Leichenbegängnissen hierzulande Mode geworden sind, in diesem Beschluß gerügt. Auch unsere Pastoren wären für Reformen im Sinne von Punkt eins und acht dankbar. Besonders in größeren Gemeinden häuft sich die Arbeit manchmal bis ins Unerträgliche dadurch, daß zwischen dem Morgen- und dem Abendgottesdienst noch eine oder gar zwei Leichengottesdienste und damit verbundene Kirchhofsfahrten kommen. Daß man die Leichen am Mittwoch Verstorbener bis zum Sonntag aufgebahrt hält, um ein „Sonntagsbegräbnis“ zu haben, gehört ja nicht zu den seltensten Vorfällen in Stadtgemeinden. Noch mehr zu beklagen ist die Rücksichtslosigkeit, mit der man die Vorbereitungen zur Leichenfeier durchaus von der Konvenienz des Leichenbestatters abhängig sein läßt und dem Pastor dann die Zeit des Begräbnisses lediglich mitteilt. Doch werden wohl hundert Beschlüsse wie der genannte hierin keinen Wandel schaffen. G.

In der Dezembernummer des „Bible Champion“ wird Rücksicht genommen auf die Entdeckung eines Presbyterianerpastors in New York, der den Tod des Ananias und der Sapphira damit erklärt, daß die beiden vor Schreck gestorben seien — „Peter scared them to death“. Dazu bemerkt der *Presbyterian*, daß auch das noch zu sehr an das Übernatürliche erinnere; denn nehme man auch an, daß wohl einer der beiden an einem Herzfehler gelitten habe, so sei der gleichzeitige Tod des Ehepaares doch wohl zu wunderbar, als daß mit dieser Erklärung das Übernatürliche ausgeschlossen sei. Nein, man mache es doch wie vor fünfzig Jahren ein hervorragender deutscher Theolog und nehme an, daß diese Lügner, als sie vor Petrus kamen, einfach von ihm erstochen worden seien! Auch dann aber bleibe das Merkwürdige an der Geschichte, wie diese Theologen ihre Information über den eigentlichen Hergang der Sache erhalten haben. Die Frage muß schließlich offen gelassen werden, ob sie das aus ihrem „inneren Bewußtsein“ entwickelt haben, oder ob wir es mit einer der „assured results of modern scholarship“ zu tun haben. G.

Die römische Klerisei Amerikas wird auch von gebildeten Protestanten öfters vorteilhaft mit den Priestern Italiens, Portugals, der südamerika-

nischen Staaten usw. verglichen. Die hiesigen Priester seien auf einer viel höheren Bildungsstufe, hätten den „amerikanischen Geist“ (was das nun auch sein mag) in sich aufgenommen, und ähnliches mehr. Tatsächlich ist die amerikanische Klerisei weiter von irgendwelchen Unabhängigkeitsolänen entfernt, dem Papste Knavischer ergeben als die Priesterschaft anderer Länder. Es darf wohl daran erinnert werden, daß der Unterwerfungseid, mit dem der jetzige Papst der Modernismusbewegung, das heißt, der Kritik, in der römischen Kirche einen Wall entgegenstellte, in keinem Lande der Welt mit solcher mittelalterlichen Gefügigkeit geleistet wurde wie in den Vereinigten Staaten. In Deutschland, in Frankreich gab es Widerspruch, es kam zu Austritten; dagegen leisteten die amerikanischen Priester Ausgang des Jahres 1910 ohne irgendwelches Widerstreben den Eid, der sie aufs neue zur Anerkennung der päpstlichen Unfehlbarkeit, besonders in den Deklarationen gegen den Modernismus, verpflichtete. Vom Standpunkt des *Outlook*, des *Independent* usw. aus sollten die römischen Priester unsers Landes also zu den reaktionärsten der Welt gerechnet werden. Von einem Selbstgeltendmachen des American-spirit ist bei ihnen auch nicht die Spur zu erkennen. — Vor einiger Zeit verkündete, daß ein Lehrer in den öffentlichen Schulen auf den Philippinen von der zuständigen Behörde zurechtgewiesen wurde, weil er am Sonntag in der Kirche, welcher er gliedlich angehört, eine Sonntagschulklasse leitete. Es wurde ihm bedeuert, daß eine solche Verätiigung seitens der öffentlichen Schullehrer auf den Philippinen nicht gestattet werde. Gegen diesen unerträglichen Eingriff des Staates in die individuelle religiöse Freiheit wurde in den protestantischen Kirchenzeitungen seinerzeit protestiert, doch haben wir nicht gehört, daß in der Sache irgend etwas geschehen ist. Natürlich steckt die römische Kirche hinter der Verordnung, denn ihr ist ja das Freischulsystem auf den Philippinen von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen. Ein ähnliches Vorgehen in den Kolonien Englands oder Deutschlands würde zu gewaltigen Protestversammlungen führen. Unser Land nimmt auch diese Annahung der Klerisei mit gewohnter Schatzgeduld hin. Es stehen ja keine Dollars auf dem Spiel. — In Südamerika ist die römische Kirche nach und nach überall ihrer staatlichen Vorrechte verlustig gegangen. In Bolivien müssen jetzt alle Ehen vor dem Standesgericht geschlossen werden, ehe der Priester die Einsegnung vornehmen darf. Auch sind dort alle Kirchhöfe unter staatliche Kontrolle gestellt worden. In der Hauptstadt La Paz ist die Corpus Christi Prozession gesetzlich untersagt. In Ecuador sind alle Priester als nicht wählbar für den Kongreß erklärt, alle Kirchhöfe unter Staatsaufsicht gestellt und überhaupt vollständige Religionsfreiheit eingeführt worden. In Uruguay steht die Trennung von Kirche und Staat auf dem Programm aller politischen Parteien. — In honigsüßen Worten begrüßte Kardinal Gibbons kürzlich die Stadt Wichita, Kan., in der er sich zur Einweihung der neuen Kathedrale aufhielt. Die Stadt bewillkomnte ihn in einer Weise, wie es in einer ganz katholischen Stadt im Mittelalter kaum hätte überboten werden können. An Stationen, die der Zug passierte, lagen Hunderte mit entblößten Häuptern auf den Knien und erbaten sich den Segen des Kirchenfürsten. Obgleich die Katholiken in Wichita in der Minderheit sind, erklärte der Stadtmayor, die ganze Bevölkerung habe ihn beauftragt, den hohen Gast willkommen zu heißen. Der Kardinal hielt eine sehr nette Rede, worin er gleich zu Anfang die Bewohner dazu beglückwünschte, daß sie in keiner engherzigen, verbiessenen

Stadt wohnten. Es bedürfe keines Haders und Streites in Religionsfachen; ihre Stellung zu ihren nichtkatholischen Brüdern sei immer die des Wohlwollens, der Freundlichkeit und der rechten christlichen Liebe, und zwar auch, wenn Angriffe auf sie gemacht werden würden. — Im Frühjahr 1913 wurde der damalige Rektor der polnischen Kasimirkirche in South Bend, Ind., auf Anordnung seiner Oberen versetzt, und Vater Stanislaus Cruza an seiner Stelle ernannt. Die aus 560 Familien bestehende Gemeinde protestierte und verbot dem Priester, das Kircheneigentum zu betreten. Die Gemeinde wandte sich an den Bischof Alverding in Fort Wayne, der als nicht zuständig die Einmischung ablehnte, worauf man sich an den päpstlichen Ablegaten in Washington wandte. In der Zwischenzeit befand sich die Gemeinde ohne Seelsorger. Schließlich gab Richter W. A. Funk dem Sheriff Auftrag, Cruza mit Gewalt einzuführen. Die Schäflein waren aber entschlossen, den neuen Hirten nicht anzuerkennen. Es gab einen heillosen Madau, in dem drei Personen gefährlich und nahezu hundert leicht verletzt wurden. Außerdem wurde das Pfarrhaus stark mitgenommen. — Mitglieder eines amerikanischen Baseball-Teams wurden kürzlich im Vatikan vom Papste empfangen. Dr. John Edw. Jones und der amerikanische Generalkonsul von Genua befanden sich bei der aus siebzig Köpfen bestehenden Gesellschaft. Msgr. Chas. A. O'Hern, der Vizerektor des amerikanischen Kollegs in Rom, stellte die Versammelten dem Pontifex vor, der ihnen für ihren Besuch freundlichst dankte und in einer kurzen Ansprache den höchst originellen Gedanken ausführte, daß athletische Übungen den Körper ebenso stärkten wie geistliche Übungen die Seele. Er erteilte darauf der Versammlung den apostolischen Segen. Die Gesellschaft wurde später im Damaskushofe photographiert. Man unterläßt nichts, bei den Amerikanern den Eindruck zu erwecken, daß der Papst ein liebenswürdiger alter Herr ist, der seine höchste Freude daran hat, Reisenden seinen Segen zu erteilen. Bei der etwas lückenhaften Kenntnis des Lateinischen, die der Heilige Vater bei den Baseballisten voraussetzen durfte, brauchte er es auch nicht so genau zu nehmen mit dem Wortlaut des Segens. G.

Was Kinder im Wandelbildertheater sehen wollen. In Cleveland wurde unter den Kindern eine Untersuchung angestellt, um festzustellen, welche Art von Bildern in den Wandelbildertheatern der Jugend am meisten zusagen. In 1500 Aufsätzen, die hierüber geschrieben wurden, hat zweitaus die Mehrzahl sich zugunsten solcher erklärt, welche sich mit Geographie, Geschichte und dergleichen mehr befassen. Über 200 gaben Kriegsdarstellungen den Vorzug, und 26 haben geradezu gesagt, daß ihnen solche am meisten gefallen, welche es mit Verbrechen zu tun haben. Ein achtjähriger Knabe schrieb: „Ich habe die Bilder über Krieg, Mord und Diebstahl am liebsten.“ Ein anderer in gleichem Alter stehender Knabe sagte: „Wenn man in die Wandelbildertheater geht, sieht man, wie Männer stehen, und man lernt, wie man stehen und rauben kann.“ (Wbl.)

Eine scharfe, aber gerechte Kritik übte kürzlich ein Polizeirichter der Stadt New York an den Bühnenstücken, die zurzeit dem Theaterpublikum geboten werden. Zwar bezog sich sein Urteil besonders auf zwei Stücke, deren Aufführung er untersagte, doch findet das, was er sagte, seine Anwendung auf viele Aufführungen, die heutzutage dem Publikum geboten werden. In seiner Kritik bemerkte der Polizeirichter unter anderm: „Wir brauchen nicht einen Abzugskanal aufzudecken, um zu beweisen, daß er

schmutzig ist, noch Leute von gemeinhin reinlichen Gewohnheiten davor zu warnen, daß sie hineingehen. Ein beträchtlicher Teil unserer Polizei befaßt sich mit der Unterdrückung der Prostitution in allen ihren Formen auf unsern Straßen. Wie nutzlos ist das, wenn wir die noch mehr ins Auge springende Vorführung dieses Lasters auf der Bühne haben, einschließlich der Darstellung des Innern von Spelunken, die unserer heranwachsenden Jugend und unsern unbekehrten Mädchen aufgedrängt wird. Was die Ansicht anderer Bürger über das Stück und dessen Moral sein mag, geht mich nichts an. Ich habe kraft der Verantwortlichkeit meines Amtes kategorisch und direkt die Frage zu beantworten, ob das Stück unanständig und unmoralisch und eine Gesetzesverletzung ist oder nicht. Die andern haben keine solche Verantwortlichkeit und sprechen nur für sich selbst. Überdies sind manche Leute so besorgt, man möchte sie für kleinlich, puritanisch, altmodisch und namentlich provinzial ansehen, daß sie lieber als schlecht, blasiert, liberal und als tolerante 'men of the world' gelten wollen. Dieses Stück hat keinerlei guten Zweck. Wenn es eine sittliche Lehre enthält, habe ich sie jedenfalls nicht entdecken können. Man mag ebenfогut sagen, ein Schriftsteller könne ein Buch mit 700 Seiten voll obszöner und schmutziger Dinge schreiben und am Schluß ein paar moralische Sätze, wie: 'Sei tugendhaft und du wirst glücklich sein' oder: 'Ehrenhaftigkeit ist die beste Klugheit' hinzufügen und so den vorangegangenen Schmutz sterilisieren und das Buch in ein Hilfsmittel sittlicher Erhebung verwandeln. Das Motiv des Stückes ist Gelderwerb und die Sucht, sich die gegenwärtige, berechnete Entrüstung des Publikums gegen die sogenannte 'weiße Sklaverei' zunutze zu machen." — Ein ehrlicher Theater-manager, Charles Burnham von New York, hat sich folgendermaßen über den gegenwärtigen Tiefstand des Theaters ausgesprochen: „Die Bühne ist heutzutage schlimmer als in der Zeit des alten Heidentums. Wenn ein Stück von der Presse als schmutzig, unmoralisch, unzüchtig verurteilt wird, dann gratuliert sich der Eigentümer des Theaters, denn das sieht er für sein bestes 'advertisement' an. Das Publikum will solche Aufführungen. Nur soll man nicht sagen, das Theater 'erziehe' oder 'lehre eine Moral'. Das Theater dient nur der Unterhaltung. Und wenn es die Geschichte einer Hure erzählt, so geschieht das, um die Zuhörerschaft zu unterhalten, und nicht, um ihre Seelen zu veredeln oder vor der Versuchung zu warnen.“ G.

II. Ausland.

Der Massenstreik gegen die Kirche beansprucht noch das allgemeine kirchliche Interesse in Deutschland. Wie der „Nationalztg.“ aus richterlichen Kreisen mitgeteilt wird, sind die Berliner Amtsgerichte zurzeit mit der Behandlung von Erklärungen zum Austritt aus der Landeskirche förmlich überlastet. Allein am 27. Dezember v. J. haben gegen 8000 Personen ihren Austritt erklärt. Im Monat Dezember sind bis zum 23. gegen 17,000 Austritte erfolgt. Durch Massenversammlungen und Verteilung von Flugblättern wird vor allem in den Großstädten die sozialdemokratische Wählerschaft zum Kirchenaustritt aufgefordert. In Hamburg sollen bereits 25 Volksschullehrer aus der Kirche ausgetreten sein, in Baden und Hessen 16 Lehrer, in Düsseldorf schon 800 Personen, in Jena 400, in Dresden 300, in Schweinfurt 200. Auch in Bayern ist der Kampf eröffnet worden. Ein dort zur Verteilung gekommenes Flugblatt stellt den christlichen Glauben

als ein Machwerk der Kirche dar, das durch Philosophie, Natur- und Kulturwissenschaft längst überholt sei. Dann wird an die Ehrlichkeit der Antikirchlichen appelliert, doch in richtiger Konsequenz nun auch äußerlich das Band zu zerreißen, das sie noch mit der Kirche verknüpfe, und sich so nicht nur dem Vorwurf der Heuchelei, sondern auch der Last der Kirchensteuer zu entziehen. Weiter gibt in dem Flugblatt das Komitee „Konfessionslos“ genaue Anleitung, wie man in Bayern rechtsgültig den Austritt aus der Kirche vollzieht, und fügt ein Verzeichnis der Adressen sämtlicher protestantischen und katholischen Pfarrämter und ihrer Sprechstunden sowie des jüdischen Rabbinates in Nürnberg an, um die Austrittserklärung zu erleichtern; auch ist dem Flugblatt zugleich ein Abmeldungsformular beigegeben, um dem Obmann des Komitees die statistische Aufnahme der erfolgten Austritte zu ermöglichen. — Wie große Erfolge die Sozialdemokratie in den letzten Jahren mit ihrem Kampfe gegen die Kirche gehabt hat, mögen einige Zahlen zeigen. Am 1. Dezember 1900 wurden etwa 16,800 Konfessionslose gezählt. Diese Zahl hielt sich etwa auf der gleichen Höhe bis 1906. Von diesem Jahre an stiegen die Zahlen ganz außerordentlich. Am 1. Dezember 1910 wurden 213,500 Konfessionslose festgestellt, und in den beiden letzten Jahren sind etwa 40,000 Neuaustritte aus der Landeskirche gemeldet worden. Zurzeit beträgt die Zahl der Konfessionslosen in Deutschland etwa 250,000. Genaue Zahlen stehen nicht fest und sind erst 1915 durch die Volkszählung zu erlangen. Alsdann dürfte bei gleich anhaltender Bewegung die Zahl 300,000 erreicht sein. Berlin und Brandenburg stehen obenan mit 85,000 Konfessionslosen; es folgt dann das Rheinland mit 25,000. Preußen hat allein 172,000 Konfessionslose. Sehr groß ist die Zahl der Konfessionslosen in Bremen, Hamburg und Bayern, zusammen 46,000. Am stärksten sind die Konfessionslosen in den evangelischen Bezirken Norddeutschlands vertreten. G.

Schmählische Szenen spielten sich in den Austrittsversammlungen ab. Zwar hatte man den Pastoren erlaubt, gegen den Austritt zu reden, hatte sie mancherorts sogar eingeladen, als Diskussionsredner aufzutreten. Aber der Böbel ließ sie kaum zu Worte kommen. Die Berliner „Tägliche Rundschau“ berichtet: „Nacheinander werden sämtliche Redner niedergeschrien: ‚Schluß, Schluß! — Runter, runter! — Volksverdummer! Heuchelei! Pfaffen! — So siehste aus!‘ Und ein besonders gebildeter Genosse schreit immer wieder ‚Ecrasez l'infame!‘ Einer der so behandelten Redner bedankt sich, daß er heute so aufmerksam angehört und so gütig geduldet wurde. Wie muß es dem Mann neulich ergangen sein?“ In Dresden traten am 29. Januar in einer solchen Versammlung zwei liberale Pastoren auf. Beide Redner konnten sich nur mit großer Mühe durch den Rast und Zurufen und Schimpfsworten hindurch zu Gehör bringen. Die „Ev. A. Z.“ erzählt: „Auf die ruhigen und sachlichen Ausführungen der Diskussionsredner antworteten die Gegner mit wüstem Gejohle. Direkt vor dem Podium hatten sich etwa 50 Genossen postiert, die fortgesetzt Nadau machten und, wie einer derselben berichtet, die Absicht hatten, die Redner von kirchlicher Seite sämtlich niederzubrüllen. Rufe wie ‚Dummer Hund‘, ‚Schafskopf‘, ‚Lump‘, Redensarten unsäglichster Art flogen um die Ohren der kirchlicher Redner. Kurzum, es war um kein Haar besser als in jenen berüchtigten Kirchenaustrittsversammlungen im November v. J. in Berlin. Der Ton der Versammlung war ein derart niedriger, daß die zahlreich anwesenden Freunde

der Kirche einhellig den Saal verließen. Daß sie recht daran getan, zeigte die offensichtliche Verlegenheit, in der sich die Genossen nachher befanden. Es fehlte ihnen die Reibungsfläche, und ihre Redner verloren sich in solche Plattheiten, daß, noch während diese sprachen, viele auch von kirchenfeindlicher Seite zum Saale hinausströmten. Kurz, die Versammlung endete mit einem tüchtigen Fiasko." Auch in den Protestversammlungen, die man von kirchlicher Seite veranstaltete, um der Austrittsbewegung einen Damm entgegenzustellen, kam es zu schmachvollen Auftritten. Wir teilen nach der „Ev. R. Z.“ den Schluß eines Berichts im „Berliner Tageblatt“ mit: „Als dann Pfarrer Imig die von einem Redner aufgestellte Behauptung, er (Imig) habe in einer Versammlung erklärt, daß er demnächst ebenfalls aus der Kirche ausscheiden werde, scharf zurückwies, wurde er durch Zuruf mit Ausdrücken wie „Lump“ und ähnlichen Beschimpfungen belegt. In seiner begreiflichen Erregung rief der Veleidigte einem Rufer zu: „Sie betragen sich wie ein Wackel!“ Dadurch erreichte die Erregung ihren Siedepunkt. Duzende von meist jungen Leuten drängten nach dem Podium, wo Freunde und Gegner bald in dichtem Unäuel standen und lärmend durcheinander redeten. Die ganze Versammlung geriet in Kampfstellung, wozu noch der Umstand beitrug, daß die Sozialdemokraten durch einen angenommenen Schlußantrag sich vergewaltigt fühlten. Während nun auf dem Podium heftig gestritten und gestikuliert wurde, war Pfarrer Imig im Saale von einem älteren Manne angerempelt worden. Herr Imig schob den Angreifer beiseite, um nach seinem Plaze kommen zu können. Aber ehe es hierzu kam, entstand um ihn herum eine förmliche Rauferei. Es regnete Fausthiebe zwischen Liberalen und Gegnern, und ein förmlicher Tumult herrschte minutenlang im Saale. Als dann wieder auf einen Augenblick etwas Ruhe eingetreten war, sollten die beiden Referenten das Schlußwort erhalten. Sofort aber nahmen die Gegner ihre Lärmartifel wieder auf, so daß der Vorsitzende die Versammlung schließen mußte.“ G.

Die deutsche Kaiserin Auguste Viktoria befindet sich in Sorge über die wachsende Bewegung in der Staatskirche und macht Anstrengungen, den Massenaustritt zu verhüten. Neulich ließ die Herrscherin sich ausführlichen Bericht erstatten und nahm an mehreren Konferenzen teil, in denen Mittel und Wege zur Bekämpfung der Bewegung besprochen wurden. Ein definitives Resultat hatten die Beratungen bis jetzt nicht, doch ist vorgeschlagen, den Austritt aus der Kirche durch die Erhöhung der kirchlichen Gebühren auf hundert Mark zu erschweren, wie dies in Thüringen geschehen ist. Auf den Einfluß der Kaiserin ist auch das Verbot von zwölf großen Volksversammlungen zurückzuführen, welche eine der sozialdemokratischen Partei nahestehende Vereinigung auf den jährlichen Bußtag einberufen hatte, um für den massenhaften Austritt aus der Staatskirche Propaganda zu machen. Die Einberufer der Versammlungen wurden vom Polizeipräsidium benachrichtigt, daß am Bußtag und am Totensonntag nur gottesdienstliche Versammlungen gestattet seien. Über solche Maßregeln urteilt die „Freikirche“: „Sedenfalls ist es klar, daß durch polizeiliche Verbote der Abfall von der Kirche nicht aufgehalten werden kann. Ebenso ist's ein gänzlich verfehltes Mittel, die kirchenfeindliche Bewegung aufzuhalten, wenn man vorschlägt, die Austrittsgebühren zu erhöhen, um dadurch den Austritt zu erschweren. Ja, diese Maßnahme würde nur eine Vermehrung der Austritte zur Folge haben, weil durch den Hinweis auf die später folgende Erhöhung der Aus-

trittsgebühren die Austritte sich gewaltig vermehren würden. Im übrigen verfügen jene kirchenfeindlichen Kreise auch über die nötigen Geldmittel, um den Austretenden zur Not auch die erhöhten Gebühren zu bezahlen. Gerade in diesem „Massenstreik“ gegen die Kirche tritt zutage, wie schwer sich diejenigen Pastoren der Landeskirche getäuscht haben, welche meinten, durch ihr Liebäugeln mit der Sozialdemokratie diese mit der Kirche auslöshen zu können.“ G.

Die ganze Ohnmacht und Ratlosigkeit der Landeskirche kommt zum Vorschein in ihrem Ringen nach Hilfe gegen die Austrittsbewegung. Als der neue Sturm einsetzte, konnte man in den kirchlichen Blättern allerlei wegwerfende Bemerkungen über die Austretenden lesen. Jetzt aber hat ein Schrecken weite Kreise ergriffen. Man erkennt, daß mit Gewaltmaßregeln nur das eine bewirkt wurde, daß sich der Haß gegen die Kirche nur steigerte. Auch die Liberalen, die jetzt die Frucht ihres Zerstörungswerkes aufgehen sehen, setzen sich mit der neuen Lage der Dinge auseinander. In der liberalen „Chronik der Christlichen Welt“ wird konstatiert: „Das liegt schon jetzt unwiderleglich am Tage, daß die breite Masse der Großstadtbevölkerung, daß die Millionen unserer Industriearbeiter für die Kirche endgültig verloren sind.“ Daran sei aber doch die Kirche nicht schuld. Diese habe alle Dienste zur Bekämpfung des Materialismus und der Sozialdemokratie „treu und redlich“ geleistet, habe „denen, die sich zu ihr halten, Wort und Sakrament geboten und hat sich durch ihre literarischen Arbeiten der geistigen Oberschicht weithin unentbehrlich gemacht“. (Welche Verblendung! Ist es doch gerade diese „literarische Tätigkeit“, die dem Volk das Evangelium und damit die Kirche entbehrlich gemacht hat!) Am 9. Dezember v. J. hielten die Liberalen in Berlin eine Versammlung ab, um vor Austritten zu warnen. Auch den Sozialisten war gestattet zu reden, und ihnen brüllte das Volk Beifall zu. Ein Sozialdemokrat bestritt höhnisch, daß es einen Gott im Himmel gebe, erklärte aber, daß die Liberalen auch längst nicht mehr in die Kirche gehörten. Ein Monist schlug vor, die Liberalen sollten sich doch mit dem Monismus verbinden, statt ihn zu bekämpfen. Darauf erwiderte ein liberaler Pfarrer, daß sich das wohl machen ließe, denn man könne auch unter den Theologen auf eine Anerkennung der „Wahrheitselemente des Monismus“ rechnen!! Auch mit den Sozialdemokraten wolle man in den Kirchenvertretungen zusammenarbeiten, und es müsse seltsam zugehen, wenn dann die Kirche nicht besser würde! („Stürmischer Beifall.“) Ein anderer Liberaler klagt in einem Zeitungsartikel, man habe doch seinerzeit die Orthodoxie fahren lassen, weil sie dem modernen Bedürfnis nicht mehr entspreche, und der Liberalismus sei dann gekommen, „stand im Bund mit den hellen [?] Geistern der Wissenschaft, ging auf die Gemütsbedürfnisse [?] der modernen Menschheit ein“, und trotzdem sei die Kirche dem Volke nicht lieber geworden! „Wieviel ist geschehen an Vereinsarbeit, an Versuchen, die Kunst in den Dienst der Religion zu stellen, das Religiöse mit dem Nationalgefühl, ja selbst mit dem Sportwesen zu verschwiftern! Aber die Entfremdung scheint unaufhaltbar.“ So muß der Liberalismus nun seinen Bankrott anmelden. Er muß es sich auch sagen lassen, daß er die Schuld hat an dem Sturm, dessen Ende noch nicht abzusehen ist. Der „Wahrheitszeuge“ weist darauf hin, es würden wohl neue Kirchen gebaut, aber dann „kommt das Kirchenregiment und setzt einen ungläubigen Pfarrer in die Kirche, und die ganze Absicht

ist unwirksam gemacht, denn jeder weiß doch, daß die liberalen Pfarrer die Leute aus der Kirche treiben; wenn sie sonntäglich vierzig bis fünfzig Leute um sich sammeln, so ist das schon viel. Der liberalen Theologie fehlt das Evangelium von Christo, dem Gekreuzigten, und darum ist sie zum größten Teil schuld an den Zuständen, die jetzt entstanden sind“. Der „Freimund“ erinnert daran, daß „nicht die Sozialdemokratie, sondern der deutsche oder vielmehr undeutsche Liberalismus es ist, aus dem dieser Kirchenhaß hervorgewachsen ist. Es ist ein liberales Blatt gewesen, das im Jahre 1875, als das Zivilstandsgeſetz angenommen war, seine Genugthuung darüber aussprach, daß man jetzt endlich doch außerhalb der Kirche leben und sterben könne; es ist ein liberales Blatt gewesen, das, als damals bei vielen Berliner Kindern die Taufe unterlassen wurde, triumphierend ausrief: Hurra, die ersten 10,000 Heiden in Berlin! Heute mag es dem besonnenen Teil der Liberalen selber grauen vor der Ernte, die aus ihrem Samen aufgegangen ist.“ Auch meint der „Freimund“, man könne nicht recht begreifen, „was es der Kirche schaden kann, wenn solche Leute, wie sie in jenen Versammlungen sich breit gemacht haben, aus der Kirche austreten. Haben denn diese Leute vorher zu ihr gehört? 1 Joh. 2, 19. Der Vorgang zeigt nur, daß es allmählich Zeit wird, daß die Kirche sich auf ihre Pflicht und Ehre besinnt und (man verzeihe den Ausdruck) einmal daran geht, ihre Bestände zu revidieren und die Leute, die mit allem Ernste keine Christen mehr sein wollen, auch nicht mehr als ihre Glieder betrachtet. Daß die „öffentlichen und unbüßfertigen Sünder von der christlichen Gemeinde auszuschließen sind“, sollte doch nicht bloß im Katechismus stehen. Es kann doch auf die Dauer nicht so weitergehen, daß man die ärgsten Gotteslästerer ruhig als Glieder der Kirche betrachtet, bloß weil sie es nicht für der Mühe wert achten, ihren Austritt zu erklären“. Auch der „Reichsbote“ kommt jetzt zu der späten Erkenntnis: „Die Kirche Jesu Christi hat nicht den Verlus, diejenigen um jeden Preis festzuhalten, die von ihr nichts mehr wissen wollen. Vielmehr kommt es darauf an, in unserm Volk Klarheit darüber zu verbreiten, was denn in unsern Tagen auf dem Spiel steht. Es handelt sich nicht zuerst darum, die gegenwärtige Kirchenorganisation um jeden Preis zu erhalten. Wir Bekenntnisfreunde wollen nicht die Landeskirche um den Preis aufrechterhalten, daß die blinde Masse das ausschlaggebende Wort darin spricht und sprechen kann.“ Und die „Reformation“ gibt sogar zu bedenken, ob in dieser Verschärfung kirchlicher Gegensätze nicht ein „hoffnungsreicher Ausblick“ zu finden sei „für die Zeit, die ja wahrſcheinlich einmal kommen wird, für die Zeit der Umwandlung unserer Landeskirche in eine Freikirche“. G.

In Schweden hat die moderne Theologie sehr stark um sich gegriffen. Sie hat sich dort aller theologischen Lehrstühle bemächtigt, mit Ausnahme eines in Upsala und eines in Lund. Als neulich ein neuer Professor nach Lund berufen werden sollte, wurde ein Theolog vorgeschlagen, der ein ausgeprägter Feind des Christentums ist und sogar behauptet, daß der Glaube an einen persönlichen Gott nicht notwendigerweise mit zur Religion gehöre. Für diesen Mann wurde dann eine besondere Professorenstelle in Stockholm errichtet, wo er in der Religionsgeschichte unterrichten soll. Nur auf diese Weise ist Lund davor bewahrt geblieben, diesen „Theologen“ zum Lehrer für werdende Pastoren zu bekommen. Um dieses neue Professorat in Stockholm errichten zu können, mußte man eine besondere Geldsammlung veran-

stalten, und es ist bezeichnend für die kirchliche Stellung im Lande, daß der eine der beiden Männer, welche dieser Sammlung vorstanden, ein jüdischer Rabbi war. Und weiter ist es bezeichnend, daß die nötige Summe in einigen Wochen einkam; die Willigkeit beizutragen war auffällig groß. Es ist darum natürlich, daß die gläubigen Lutheraner auch in Schweden den Kampf gegen die moderne Theologie haben aufnehmen müssen, und im letzten Jahre wurde der „Lutherische Kirchenbund“ gegründet, ein Verein, der eben den Zweck hat, dem modernen Vernunftglauben entgegenzuarbeiten. Von diesem Verein wird nun für die Errichtung eines privaten theologischen Seminars auf positiv christlichem und lutherischem Grunde gearbeitet. — So berichtet die „Ev.-Luth. Kirzetidende“ vom 24. September 1913. Möchte es mit dem geplanten Seminar in Schweden nicht ebenso gehen wie mit der Gemeindefakultät in Norwegen, welche die wörtliche Eingebung der Heiligen Schrift leugnet und daher mit stumpfem Schwert gegen die moderne Theologie kämpft! (Freikirche.)

Abendmahl ohne Wein. Beim heiligen Abendmahl nimmt die englische Mission in Uganda nicht Wein, sondern Bananensaft. Inspektor Drittelwitz von der Vielesfelder Mission in Deutsch-Ostafrika fand das bei seiner Reise durch Uganda ganz in der Ordnung. So braucht die Vielesfelder Mission auch nicht Wein beim Abendmahl. Bekanntlich ist das Sakrament an den von Christo eingesetzten Gebrauch und an die von ihm eingesetzten Elemente gebunden. Das hat die älteste Kirche schon festgestellt. Eine Taufe mit Sand ist keine Taufe, und ein Abendmahl mit Bananensaft ist kein Abendmahl. Es ist, grob deutsch herausgesagt, ein Betrug gegen die junge afrikanische Christenheit, zu tun, als bekäme sie das heilige Abendmahl, und sie bekommen es nicht; und es ist offene Mißachtung der ausdrücklichen Stiftung unsers Herrn Jesu, da man heute doch wirklich in Deutsch- und Englisch-Ostafrika Wein bequem bekommen oder wohl gar selbst bauen kann. Ich habe nach Ostafrika und dann nach Bethel deswegen geschrieben, aber man hat mich keiner Antwort gewürdigt.

(Steinmeier in „Nach dem Gesetz u. Zeugnis“.)

Wiederkehr der Jesuiten. Seit einer Reihe von Jahren haben sich in Graz die Jesuiten still und unauffällig wieder eingenistet, jene Gesellschaft, die seinerzeit als Urheber und geistige Leiter der Gegenreformation und in der Folge als eifrige Missionare gegen den noch lange fortbestandenen Geheimprotestantismus so viel Unheil und Leid über die Steiermark gebracht hat. Die Stiegenkirche wurde ihnen eingeräumt, die marianische Kongregation war ihr besonderes Arbeitsfeld. Lange blieben Anwesenheit und Wirksamkeit der drei Patres ziemlich unbekannt; sie beobachteten zunächst eine vorsichtige Zurückhaltung. Aber allmählich erweiterten sich ihre Beziehungen; namentlich unter dem jetzigen klerikalen Statthalter, dem Grafen Clary, ist ihr Einfluß in der katholischen Aristokratie und in christlich-sozial gerichteten bürgerlichen Kreisen erheblich gestiegen. Nun hielten sie die Zeit für gekommen, sich zahlreicher und dauernd in Graz zu verankern. Von den freiherrlich Mahr-Melnhofischen Erben erwarben sie ein schönes Grundstück in der Heinrich-Straße, um dort eine Kirche mit Kloster zu bauen. Der Gemeinderat der Stadt Graz wies zwar im Februar v. J. das Baugesuch ab, weil der städtische Bauplan die villenartige Bebauung jenes Geländes verlangt. Das Arbeitsministerium hob jedoch das Verbot auf und gestattete den von den Jesuiten beabsichtigten Bau. (Wartburg.)

Das Erscheinen des „*Annuario Pontifico*“ für 1914 wird in katholischen Blättern gemeldet. Das ist das Jahrbuch der römischen Kurie, welches die Liste aller Kardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und Apostolischen Vikare in der Welt enthält. Der Papst steht oben an als 259. Nachfolger des „St. Petrus von Bethsaida in Galiläa, von Christo zu höchster priesterlicher Würde erhoben, die er auf seine Nachfolger zu übertragen hat“. Das Kardinalskollegium bestand zu Anfang dieses Jahres aus 56 Gliedern. Der älteste Kardinal ist Die Pietro, der es auf 86 Jahre gebracht hat, und der jüngste, aber einer der bedeutendsten, Merry del Val, der knapp fünfzig ist. Dreißig Kardinäle sind Italiener, 6 Franzosen, 5 Österreicher, 4 Spanier, 3 Amerikaner, 2 Portugiesen, und je durch einen waren Deutschland, Holland, Irland, England, Belgien und Brasilien vertreten; doch ist am 5. März der deutsche Kardinal (Kropp) gestorben. Acht Kardinäle sind über achtzig Jahre alt, achtzehn über siebenzig, einundzwanzig über sechzig. Nur acht haben das sechzigste Jahr nicht erreicht. Von den 1108 Bischöfen der römischen Kirche sind 746 von Papst Pius X. zum Bischofsrang erhoben worden. Nur 30 wurden unter Pius IX. konsekriert, die übrigen unter Leo XIII. Seit der Erhöhung Pius' X. vor zehn Jahren hat die römische Kirche um 18 Erzbistümer und 53 Bistümer zugenommen. Vierzehn Staaten haben einen Gesandten am päpstlichen „Hof“, erkennen also den Papst als einen weltlichen Herrscher an; es sind das Argentinien, Österreich, Bayern, Belgien, Bolivien, Brasilien, Chile, Colombia, Kostarika, San Domingo, Peru, Preußen, Rußland und Spanien. Es fehlt also jetzt Frankreich, die „liebste Tochter“, und Portugal. Auch die südamerikanischen Republiken werden, wenn nicht alle Anzeichen trügen, das Band bald durchschneiden.

G.

Ein ungeheuerlicher Skandal wird aus Krain (Süd-Österreich) gemeldet. Der Domherr und Seminarprofessor Dr. Joseph Kref in Laibach, Hauptführer der klerikalen Partei in Krain, hat laut authentischer Dokumente, deren Echtheit im Gerichtssaale bereits festgestellt wurde, ein seine Standespflichten als römischer Priester aufs gröblichste verlegendes, grobsinnliches Liebesverhältnis mit einem Fräulein, Camilla Theimer, unterhalten. Statt sich nun still zu verhalten, wie man das selbst in den gründlich korrumpierten südslawischen Verhältnissen hätte erwarten sollen, wagt es dieser Mann, im krainischen Landtag eine donnernde Philippika zu halten, bei der er den springenden Punkt, ob er die ihn belastenden Briefe geschrieben habe, weislich umging. Mit „flammenden Worten“ wandte sich Dr. Kref gegen seine Anzeiger und schloß mit dem Liebesbuche aus dem Jahre 1813: „mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen“. Die den Landtag beherrschende klerikale Partei überschüttete den Redner mit tosendem Beifall wie einen Märtyrer und Triumphator. Welche Tiefe moralischer Verderbtheit dies Verhalten eines Professors der römischen Moral aufdeckt, und welche Wirkungen für die Volksittlichkeit hieraus hervorgehen müssen, liegt auf der Hand. Diese halbasiatischen Zustände werden immerhin noch verständlich sein. Ins Gebiet des Unbegreiflichen gelangen wir jedoch, wenn uns die „Wartburg“ versichert, daß es die Laibacher Klerikalen selber gewesen seien, welche diesen Kref'schen Handel auf die Bahn gebracht hätten, um die Aufmerksamkeit von der unsäglich korrumpierten Landesverwaltung der Klerikalen abzulenken, deren Finanzskandale zum Himmel stinken und einen völligen Zusammenbruch befürchten lassen. Die Erbitterung, mit

der sich die beiden streitenden slowenischen Parteien (Klerikale und Liberale) entgentreten, hat einen nicht mehr zu überbietenden Grad erreicht. Zeugnis hiervon geben die täglichen Sturmszenen im krainischen Landtag. FrL. Theimer ist mit einem Briefe an die „Wartburg“ in die Öffentlichkeit getreten, um sich gegen die gemeinen Beschimpfungen des Seminarprofessors, die dieser im Landtag vortrug, zu wehren. Sie schreibt: „Was mein Verhältnis zum Theologieprofessor Dr. Johann Kref anbetrifft, so habe nicht ich mit ihm ein Liebesverhältnis in Laibach ‚angefangen‘, sondern besagter Herr, den ich allen Grund hatte in sozialpolitischer Beziehung für einen Gesinnungs-genossen zu halten“ (FrL. Theimer war an der katholischen Frauenbewegung beteiligt), „verkehrte mehr als 1½ Jahr in rein freundschaftlicher Weise in meinem Haus, ehe ich mich, leider! durch seine Bitten nach mehrmonatigem Sträuben bewegen ließ, ihm ganz anzugehören, und auch dies erst, nachdem er mich vor die Wahl gestellt hatte, ihn entweder auch als Freund zu verlieren oder seinen Wünschen zu entsprechen, und er mir wiederholt versichert hatte, er übe seit fünf Jahren keinerlei priesterliche Funktion aus, weil dies im Widerspruch zu seinen Überzeugungen stehe, und unser Bund werde ihm heilig sein wie eine gesekliche Ehe. Kref brach dieses Verhältnis nach knapp drei Monaten auch nur ab, weil ich mich weigerte, seinen Kollegen, Abg. Pobsche, zu heiraten, um ihn als Deckmantel für unsere Beziehungen und ihre möglichen Folgen zu benutzen. Noch viel weniger war ich es, die die ganze Affäre in die Öffentlichkeit zertrte und die ‚Wäsche öffentlich wusch‘. Auch nachdem von der Gegenseite mit unflätigen Angriffen auf mich im Laibacher Bischofsblatt ‚Slovenec‘ erwidert wurde, deren Urheber — heute bin ich des gewiß — Dr. Kref war, tat ich noch alles, um ihn persönlich aus dem Kampf auszuschalten. Auch mein Besuch bei Dr. Kref in Ptoc verfolgte lediglich diesen Zweck, den der Herr Professor der katholischen Moralthologie dahin mißbrauchte, um mir, der wehrlosen Frau, gewaltsam eine lügenhafte Selbstbeschuldigung abzapressen, die er dann auch noch die Kühnheit besaß, am Vorabend der Eröffnung des Landtages mit einer Reihe anderer lügenhaften und ehrabschneiderischen Behauptungen im ‚Slovenec‘ zu veröffentlichen. Nun blieb mir allerdings nichts übrig, als zu meiner Selbstverteidigung mit der ganzen Wahrheit herauszutreten, welche Flucht in die Öffentlichkeit der Ehrenmann ‚Hochwürden‘ Dr. Kref mit einer gemeinen Beschimpfung im Landtag unter dem Schutz der Immunität quittierte. Diese Handlungsweise des Herrn Dr. Kref und die Tatsache, daß trotz alledem bis heute gegen ihn das Disziplinarverfahren nicht eingeleitet wurde, ist auch nur dadurch zu erklären, daß die Klerikalen diesen ungeheuerlichen Skandal nur deshalb provozierten, um die Aufmerksamkeit von der skandalösen Gebarung in ihren Geldinstituten abzulenken, deren Zusammenbruch sehr peinliche Folgen für sie haben würde. Selbstverständlich bin ich jederzeit bereit, alle diese meine Behauptungen unter Eid im Gerichtssaal zu wiederholen und auch andere Beweise dafür zu erbringen, wozu ich die erforderlichen Schritte bereits eingeleitet habe.“ Die „Wartburg“ bemerkt noch, es sei durch diese Affäre festgestellt, „was eigentlich in einem ‚strengkatholischen‘ Lande ein Priester und Erzieher von künftigen Priestern, ein Doktor und Professor und Lehrer der Moralthologie, der anerkannte Führer einer katholischen Partei, sich leisten darf, ohne einfach unmöglich zu werden und in der Versenkung verschwinden zu müssen“.